

3

J. Haafner's

Landreise

längs der Küste

Orixa und Koromandel

auf

der westlichen Indischen Halbinsel.

Aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

T. F. Ehrmann.

Zweiter Theil.

Weimar,

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

1809.



Vorbericht.

Was von dem ersten Theile dieser Reisebeschreibung in der Vorrede zu unserer teutschen Uebersetzung derselben gesagt worden ist, gilt auch ganz von diesem zweiten, der jedoch in gewisser Hinsicht noch interessanter ist, als jener erste.

Die dem zweiten Theile des Originals beigelegten Kupfer sind: 1) Darstellung der Zusammenkunft des Verfassers mit seiner geliebten Mamia bei dem Badeteiche zu Nababpeent, von

welchem Dorfe man hier zugleich einen schönen alten Tempel und die große ansehnliche Schultri sieht, welche Gebäude auf zweien Seiten des Badeteichs stehen; 2) Eine Mestizin, die von einem Sklaven und einer Sklavin begleitet, zur Kirche geht; und 3) Die fünf Felsentempel zu Maveliewarom. — Die Beschreibung dieser Merkwürdigkeiten, die auch in dieser Uebersetzung treulich beibehalten worden ist, macht die Kupfer ziemlich entbehrlich; sie wurden deshalb auch hier weggelassen, um das Buch nicht unnöthig zu vertheuern.

Außer diesem haben wir hier nur noch Einiges von der Lebensgeschichte des Verfassers, aus seiner frühern Reisebeschreibung zum bessern Verständnisse der gegenwärtigen anzumerken.

Nämlich, wie er uns selbst meldet:

Im eilften Jahre seines Alters (im J. 1768) wurde Jacob Haafner unvermuthet durch einen Zufall den Armen seiner Aeltern entrissen,

und in die weite Welt hinausgeschleudert. Bis in sein achtzehntes Jahr (im J. 1775) schwärmte er zu Schiffe in den Indischen Gewässern von Seeplatz zu Seeplatz herum, ohne daß es ihm gelingen wollte, wieder in sein Vaterland zurückzukommen, wohin er sich herzlichst sehnte. — Im J. 1775 verließ er (wie schon in der Vorrede zum ersten Theile dieser Uebersetzung gesagt ist) den Seedienst und wurde Schreiber in dem Komptoire der Holl. ostind. Kompagnie zu Nagapatnam. — Von da kam er nach Sadras. — Als der Krieg zwischen Hyder-Ali und den Engländern ausbrach, und diese letzteren sich der holländischen Niederlassungen bemächtigten, fiel auch Sadras in ihre Hände, und unser Verfasser wurde als Kriegsgefangner nach Madras geführt, wo er aber wieder loskam, nach Sadras zurückkehrte, und von da über Pondichery und Trankebar zur See nach der Insel Ceilan reiste. Dies ist der Hauptinhalt seiner ersten Reise, die bis ins J. 1780 reicht.

Seine zweite, hier mitgetheilte, Reise machte

er im J. 1784 (folglich im 27sten Jahre seines Alters), worauf er nach Europa zurückkehrte.

Die versprochene Beschreibung seiner Fußreise, die er durch die Insel Ceilan machte und welche in das J. 1781 fällt, erwarten wir noch.

Im Mai 1809.

Der Herausgeber.

Inhalt.

J. Haafner's
Landreise
längs der Küste
Orixa und Koromandel.
Zweiter Theil.

J. Haafner's

Landreise

längs der Küste

Orixa und Koromandel.

Erster Abschnitt.

Die Schlangen und der Schlangenbeschwörer. — Todesangst und, nach überstandenem Schrecken, Fröhlichkeit. — Neue Bekümmerniß. — Abreise von Karrakudre.

Wie schon gesagt, mein Francisco war mit einem von den Kulis (Trägern) in aller Eile hingerannt, um den Schorpojan oder Schlangenbeschwörer herbeizuholen. Das Dorf war nicht 200 Schritte von unserm Lagerplaze entfernt, und folglich konnten meine Leute den Weg in einer Viertelstunde gar wohl hin und her machen; auch war ich überzeugt, daß sie möglichst eilen würden. Und doch verfloß die Viertelstunde, und noch eine dazu; ich hörte immer nichts

von ihnen. Ich wäre aus Ungeduld ihnen entgegen gegangen, wenn ich nicht befürchtet hätte, sie bei dieser dunkeln Nacht zu verfehlen. — Wäre es Tag gewesen, so würde ich selbst zu dem Schlangenbeschwörer hingegangen seyn; aber ich that es nicht, weil ich wußte, daß die Hinduer, so wie es anfängt, dunkel zu werden, ihre Wohnungen verschließen; dann ihr Abendessen zu sich nehmen, im Schaster lesen und beten, oder andre religiöse Obliegenheiten verrichten, und überhaupt dann gerne unter den Ihrigen allein sind, so daß sie um diese Zeit nicht leicht einen Fremden, am allerwenigsten einen Europäer zu sich lassen. Dann hätte ich mich auch genöthigt gesehen, entweder in der Schultri oder vor dem Hause des Beschwörers bei ein Paar Lampen, und unter dem Zudrängen des Volkes mich den Beschwörungs-Ceremonien zu unterwerfen und die verordneten Arzeneien einzunehmen, und dies war mir nicht anständig. In dem Gebüsche war ich bequemer und zwangsfreier.

Da die Leute so lange ausblieben, so befürchtete ich nur immer, sie möchten in dem nächsten Dorfe keinen Schlangenbeschwörer gefunden haben, und darum weiter gezogen seyn, um einen aufzusuchen; über Nacht es anstehen zu lassen, war nicht rathsam, da man ja nicht wußte, von welcher Art von Schlangen ich war gebissen worden; denn unter den Schlangen dieses Landes giebt es mehr oder minder giftige.

Ueberhaupt findet man in Indien sehr vielerlei Arten von Schlangen, und jede einzelne Landschaft

hat wieder ihre eigenen Arten. Auf der Küste trift man einige Schlangenarten, die ganz unschädlich sind, z. B. die Eselsschlange (Kalude-Pambu), die Rattenschlange (Ellie-Pambu), die Jägerschlange (Vetei-Pambu); wieder andere, deren Biß schwere, oft unheilbare Krankheiten verursacht, wie z. B. die Brand-Natter (Katté Virien), die Haarschlange (Maaïr-Pambu), die Leckschlange (Naak), und die Sandschlange (Mannu-Pambu). Ferner giebt es Schlangen, deren Gift eine ganz sonderbare Wirkung auf den menschlichen Körper hat, so daß der Gebißne oft nur noch einen Tag lebt, oft auch eine Stunde darauf stirbt, wenn nicht sogleich die nöthigen Rettungsmittel angewendet werden. Der Biß der Polonga verursacht einen tödtlichen Schlaf; das Gift der Rettun-Virien treibt das Blut aus allen Oeffnungen des Körpers; das der Erie-Pambu zehrt alle Feuchtigkeit in ganzen Körper auf, und verursacht einen unlöschbaren Durst, auf welchen der Tod folgt, und andere Schlangen mehr *). — Die schröcklichste von allen ist die Euttubi-Worien, d. h. Achtschritteschlange, welchen Namen sie davon hat, weil ihr durchdringendes Gift, wie ein Blizstral durch alle Adern fährt, und so schnell den Tod herbeiführt, daß der Gebißne nicht mehr acht Schritte weit gehen kann, ohne todt niederzustürzen. Es ist die einzige Schlange, von welcher die Schlangenbe-

*) In der Beschreibung meiner Reise durch Ceilan, werde ich von den Schlangen in Indien ausführlicher sprechen.
Der Verf.

schwörer selbst gestehen, daß ihre Beschwörungen gegen dieselbe unwirksam sind; auch kennt man noch kein Hülfsmittel gegen ein Gift, das so unbegreiflich schnell wirkt.

Da ich nun nicht wußte, ob ich von einer unschädlichen oder giftigen Schlange gebissen war, so war ich wegen der Folgen sehr in Unruhe, die noch dadurch vermehrt wurde, daß meine Leute gar zu lange ausblieben; ich schickte einen von meinen Trägern nach dem andern ab, um sie aufzusuchen und zu sehen, warum sie so lange verweilten; aber keiner kam wieder zurück, und schon war ich im Begriffe, denn es war hier keine Zeit zu verlieren, mich selbst aufzumachen, um sie zu suchen, als der ganze Trupp mit einander zurückkam, aber ohne den Schorpojan oder Schlangenbeschwörer; denn dieser war auf ein Paar Tage abwesend; dafür brachten sie mir einen Waitium oder mohrischen (d. h. muhammedanischen) Arzt mit, der in der Heilung der Schlangenbisse sehr erfahren seyn sollte. Er wohnte am äußersten Ende des Dorfes und meine Leute hatten Mühe, ihn aufzufinden; aber noch mehr Mühe hatte es sie gekostet, ihn zum Mitgehen zu bereden; denn er war selbst krank und schwach; seine Frau wollte es durchaus nicht zugeben, daß er bei Nacht noch ausgienge; doch das Versprechen einer guten Belohnung überwand alle Schwierigkeiten. Er gieng mit; aber er war wirklich so alt und schwach, daß zwei meiner Kulis ihn führen mußten, um ihn nur fortzubringen.

Nach der gewöhnlichen Begrüssung setzte sich der Doktor auf die Matte zu mir nieder, und besah meinen Finger mit großer Aufmerksamkeit. Er tadelte es sehr, daß ich, wie ich ihm erzählte, den Finger an das Feuer gehalten habe, um das Gift herauszuziehen. Er fragte mich nun, da er schon von meinen Leuten gehört hatte, daß ich die Schlange, die mich biß, sogleich weggeschleudert habe, wie sie ausgesehen. Ich konnte ihm aber wenig Auskunft darüber geben; denn ich hatte sie im Schrecken nicht so genau besehen. Ich konnte nichts sagen, als daß sie mir schwarz, und ungefähr eine kleine Elle lang geschienen habe. Er war nicht damit zufrieden, machte eine bedenkliche Miene, und nahm aus seiner mitgebrachten Arzeneischachtel ein Töpfchen mit einer Art Latwerge gefüllt, wovon ich drei Theelöffelchen voll nach einander verschlucken mußte. In meinem Leben habe ich nichts Widerlicheres eingenommen! — Darauf rieb er mir den rechten Arm von oben nach unten mit einem grünlichten Oele, wobei er einige mir unverständliche Worte hermurmelte. — Damit brachte er eine volle halbe Stunde zu; doch ruhte er zuweilen ein wenig aus. Nach diesem mußte ich wieder zwei Theelöffelchen voll von der Arzenei einnehmen, und dann stand er auf, legte mir seine rechte Hand auf den Kopf und öffnete die linke, wie Jemand, der Etwas empfängt. Dabei sprach er zwischen den Zähnen ein Gebet oder eine Beschwörungsformel über mich aus.

Ich wunderte mich nicht über diese Possen; denn sie waren mir schon bekannt; auch ließ ich mir diesel=

ben willig gefallen, so sehr ich auch innerlich darüber lachte; denn sie konnten mir weder nützen, noch schaden, wenn nur die Arzenei gut war, und eine Weigerung, mich denselben zu unterwerfen, würde mir sogleich die Hülfe des Arztes entzogen haben.

So beängstigt ich war, so kam mir doch das Ganze lächerlich vor. Es war eine Scene zum Malen! Ich saß auf einer Matte beim Feuer; zunächst bei mir stand der Waitium mit ausgestrecktem Arme, seine Hand auf meinem Kopfe haltend, und stellte mit seinem breiten Turban, seinem langen Barte, seinem eingefallenen Gesichte, und hageren Körper, das vollständige Bild eines Zauberers dar. Zu meinen beiden Füßen kniete Kapt. Huau und mein Francisco, jeder mit einem brennenden Lämpchen in der Hand, um dazu zu leuchten, und rund umher hockten meine Kulis auf den Fersen und staunten stillschweigend und ehrerbietig das Schauspiel an. — Eine herrliche Gruppe!

Sogleich Anfangs hatte ich meinen Arzt gefragt, ob er nicht einen Schlangenstein auf die Wunde legen wolle? Aber er antwortete mir: Er habe keinen, weil man selten einen ächten erhalte, und überhaupt hege er nicht viel Zutrauen zu solchen Steinen.

Um die Wunde wieder zu öffnen, welche, wie er sagte, durch die Hitze des Feuers verschlossen worden war, befahl mir dieser Arzt von Zeit zu Zeit ein zerquetschtes Betelblatt darauf zu legen; auch verbot er mir aufs strengste

den Genuß aller Speisen und Getränke, ja sogar das Betelkäuen und Tabakrauchen; schlafen sollte ich auch nicht; doch dazu hatte ich ohnehin keine Lust. Nachdem er mir nun den Puls gefühlt, und mir noch ein Löffelchen voll von der Latwerge gegeben hatte, blieb er eine Zeitlang als in tiefes Nachdenken versunken mit niedergeschlagenen Augen stille sitzen. Dies beunruhigte mich. Ich hatte ihn einige Male ersucht, mir zu sagen, ob eine Gefahr vorhanden wäre, und von welcher Schlangenart ich wohl gebissen worden seyn möge? Er hatte mir immer zweideutig geantwortet; jetzt aber drang ich nachdrücklicher auf die Beantwortung dieser Fragen, und er sprach endlich Folgendes:

„Mein Herr! es giebt hier zweierlei Arten von „Schlangen, die einander beinahe ganz ähnlich sind; man „nennt sie Kutteh und Nellie-Pambu. Das Gift „der erstern ist nicht tödtlich; doch wenn man kein Mittel „dagegen braucht, so entstehen dadurch Geschwüre und Eiterbeulen, oder auch eine Art Aussatz. — Die Nellie-„Pambu, die der Kutteh in Rücksicht der Länge, Dicke „und Farbe gleicht, ist bloß durch ihren breitern Kopf, „ihre kleineren Rückenschuppen und ihre blutrothen Au„gen von derselben verschieden. Beide sind boshafter Art, „und lassen dasjenige nicht gerne los, worein sie einmal „gebissen haben; da hingegen andere Schlangen, sobald „sie Jemanden gebissen haben, entfliehen. Die größte „Verschiedenheit zwischen den genannten beiden Schlan„genarten besteht in der Wirkung ihres Gifts; denn das „der Nellie ist weit gefährlicher, als der Kutteh, von

„welchem ich schon gesprochen habe. Denn gewöhnlich
„ist der Biß der Nellie tödtlich, wenn nicht schon in
„der ersten halben Stunde ein Gegengift gegeben wird;
„ja nach Sonnen-Untergang, wo das Schlangengift über-
„haupt schärfer ist, muß man noch früher dazu thun. —
„Sie, mein Herr, sind ohne Zweifel von einer von die-
„sen beiden Schlangenarten gebissen worden; von welcher
„aber, kann ich nicht sagen, da Ihre Beschreibung des
„Thiers dazu nicht bestimmt genug ist, und, weil Sie es
„denn doch wissen wollen, so muß ich Ihnen offenherzig
„gestehen, daß Sie sich in der äußersten Gefahr befinden.
„Es thut mir leid, daß Sie nicht sogleich selbst zu mir
„gekommen sind; Sie haben nun die beste Zeit versäumt.
„Uebrigens wenn Sie von der Kutteh gebissen worden
„sind, dann haben Sie jetzt nichts mehr von dem Gifte
„zu befürchten; war es aber ein Biß der Nellie, dann
„sind jetzt schon alle Gegenmittel vergeblich. — Zu Ih-
„rem Troste muß ich Ihnen aber sagen, daß ich nach der
„Spur der Zähne zu urtheilen, geneigt bin zu glau-
„ben, Sie seyen von einer Kutteh gebissen worden;
„denn die Zähne der Nellie stehen immer weiter aus
„einander; übrigens wohnt diese letztere in hohlen Baum-
„stämmen, jene aber in Gebüsche und Gestrüppe; doch bin
„ich nicht ganz versichert, daß es eine Kutteh war. —
„Der Gift wirkt innerhalb 5 bis 6 Stunden, und die
„Wirkung beginnt mit dem Einschlafen der Glieder, die
„gleichsam brechen zu wollen scheinen, und mit einem
„heftigen Herzklopfen; darauf folgt eine unerträgliche
„Hitze in den Eingeweiden, und endlich, ach mein Herr,
„wenn Sie um Mitternacht solche Anfälle empfinden

„werden; dann bereiten Sie sich zum Tode; denn Ihr
„Ende ist nahe. Es ist meine Pflicht, Ihnen dieses zu
„sagen. Ich würde gern bei Ihnen bleiben; aber ich be-
„finde mich selbst so übel, daß ich nach Hause eilen muß,
„um selbst Arzenei zu nehmen; auch würde Ihnen meine
„Gegenwart durchaus nichts nützen. Hat Sie eine
„Kutteh gebissen, so sind Sie gerettet; war es aber
„eine Nellie, so müssen Sie sterben! Tambraneh ma-
„harse! (d. h. Gott ist groß!)" —

Mit diesen Worten stand er auf, machte sein Abschiedskompliment, und gieng, von zweien meiner Kulis geführt, nach Hause. Ich konnte ihn durch nichts dahin bringen, länger bei mir zu bleiben.

Als er fort war, blieb ich eine Weile unbeweglich stehen; endlich brach ich in Klagen und Thränen aus. Die Rede des alten Quaksalbers hatte mich tief erschüttert; ich sahe schon den Tod vor Augen. Kapt. Huau suchte mich zu trösten, und machte mir freundschaftliche Vorwürfe, weil ich die Schlange, die mich biß, weggeschleudert und nicht zertreten hatte, und weil ich wider seinen Rath zurückgeblieben, und nicht sogleich mit zum Arzte gegangen war. Ich sah ein, daß er Recht hatte; aber dadurch ward ich in nichts gebessert.

Bei einer Stunde lang lief ich wie ein Wahnsinniger mit großen Schritten lautklagend umher; endlich gelang es meinem Freunde Huau und meinem Francisco mich dahin zu bringen, daß ich mich zu ihnen

setzte. Aber es war nicht mehr wie vormals! Die Fröhlichkeit war aus unserm Zirkel verschwunden; wir saßen nun in düsterm Stillschweigen beisammen.

Ich war in tiefe Melancholie versunken. Vergebens bemühte sich mein Reisegefährte, mir zu beweisen, der Biß dieser Schlange könne nicht tödtlich seyn, und dabei schimpfte er gewaltig auf den Waitium, der mir eine solche Angst eingejagt hatte.

Kapt. Huau hatte ein Gespräch angefangen, um mich zu zerstreuen; als ich plötzlich, es mochte um eilf Uhr seyn, von einer schröklichen Uebelkeit und einer Anwandlung von Erbrechen befallen wurde. Ich stand auf, um mir durch Bewegung Erleichterung zu verschaffen; aber ein heftiger Schwindel nöthigte mich, wieder zu sitzen. — Verzweiflungsvoll rief ich aus: „Freunde, es ist aus mit mir, ich bin verloren; das tödtliche Gift einer Nellie wütet in mir; ich muß sterben!" —

Mehr konnte ich nicht hervorbringen. Der Angstschweiß brach mir aus, und mein Herz pochte hörbar. Ich zweifelte nun nicht mehr, von einer Nellie gebissen worden zu seyn, und bereitete mich in größter Beklemmung zum Tode. Mit zitternder Hand schrieb ich ein Paar kurze Briefe; den einen an meine Mutter nach Amsterdam, den andern an meinen Freund Frank zu Madras, dem ich die Besorgung meiner Geschäfte übertrug. Dem Kapt. Huau übergab ich in

einer versiegelten Schrift meine letzte Willensmeinung, welche er meinem Freund Frank zur Vollstreckung überreichen, und für ihn selbst händigte ich ihm eine versiegelte Schrift ein, die er sogleich nach meinem Tode erbrechen sollte. Ich hatte ihm darin meinen Palankin, meine Kleider, meine Uhr und dergleichen, nebst 150 Pagoden vermacht, die er in meinem Schreib = Kästchen finden würde. Zu den Kosten der Verbrennung meiner Leiche setzte ich 50 Pagoden aus; da dies aber zu viel war, so verordnete ich, daß von dem Ueberreste jeder von meinen Leuten, ein neues Leibtuch und Zeuch zu einem Turban zu meinem Andenken erhalten sollte. Ich machte noch weitere Verordnungen wegen der Verbrennung meiner Leiche; denn ich wollte nicht begraben seyn, und steckte meinem gutem Francisco insgeheim 200 Pagoden zu, um seine treuen Dienste zu belohnen. Ach, er weinte bittere Thränen und schien außer sich vor Schmertz zu seyn! Alle meine Leute theilten dieses Gefühl, und die Trauer war allgemein.

Da ich nun das Zeitliche besorgt hatte, so dachte ich auch an die Ewigkeit und bereitete mich zum Hinübergange vor. So lag ich in tiefes Nachdenken versunken da, und meine Leute, welche glaubten, ich schliefe, beobachteten eine Todesstille. Sie hatten unsern Lagerplatz, aus Furcht vor den Kuttehs, aus dem Gebüsche weg unter einige Tamarinden verlegt. An das Nachtessen dachte Niemand. —

Auf ein Mal hörte ich ganz nahe bei mir das Schreien einer Eidexe, und einer meiner Kulis rief sogleich: „Nella jatra!“ d. h. Gut Glücke! — Denn die Hinduer halten das Schreien einer Eidexe, wenn sie es in ihrer Nähe hören, für ein Glückszeichen; dieser Laut tönt wie das Schnalzen mit der Zunge. Ich richtete meinen Kopf auf, und sah das Thierchen vor mir, einen Baum hinanklettern. Es war eine Eidexe von der Art, die man Karpu-Ona nennt, schwarz von Farbe, mit einem glatten, glänzenden Balg, langem, dünnem Leibe, platten Kopfe, wie eine Schlange, so daß man sie leicht damit verwechseln kann, da sie ganz kurze, kaum bemerkbare Füßchen haben, die dicht am Leibe liegen. Man sieht sie gewöhnlich mit offenem Maule, keuchend und mit schwankender Zunge, die sie weit herausschleudern können, auf Fliegen und Insekten lauern, die sie an ihre Zunge spießen und verzehren. Sie sind übrigens unschädlich und furchtsam; doch, wenn man sie unverhofft angreift, beissen sie heftig und bleiben hängen.

Kaum hatte ich meine Augen auf dieses Thierchen geworfen; als mir ein neues Licht aufgieng; mir fiel sogleich bei, daß es wohl eine solche schwarze Eidexe gewesen seyn könne, die mich gebissen hatte, und nicht eine Schlange. Ich theilte meine Vermuthung meinen Leuten mit, und diese bestätigten sie. Dieses beruhigte mich wieder, und da es inzwischen eine Stunde nach Mitternacht geworden, ohne daß ich die geringste Hitze in den Eingeweiden verspürt hatte, auch meine Uebel-

keit und meine Anwandlung zum Erbrechen wieder vorüber war, so faßte ich neuen Muth, und erwachte zu neuem Leben; denn ich befand mich jetzt wieder ganz wohl. — Ich entdeckte dies meinen Leuten, und sie jauchzten laut auf für Freuden; Kapt. Huau umarmte mich mit einer Herzlichkeit, die ich nicht von ihm erwartet hatte, und der gute Francisco küßte meine Füße, und benetzte sie mit seinen Thränen. Alle Furcht und Besorgniß war jetzt verschwunden. Der Reißtopf wurde nun zum Feuer gesetzt, und Kapt. Huau brachte die Arrakflasche hervor, um sein Lieblingsgetränke Punsch zu machen, mit welchem er sich neu begeistern wollte. Alle waren wieder lustig und gutes Muths, schwatzten und sangen. Um drei Uhr Morgens wurde gegessen; aber ich aß und trank nicht, so sehr ich auch Hunger und Durst hatte, um ja nichts zu thun, was meiner Wiederherstellung hinderlich seyn könnte; nicht so wohl um des Verbots des Waitium's willen, als weil ich befürchtete, es möchte mit der eingenommenen Arzenei nicht übereinstimmen. — Mitten in dieser Fröhlichkeit empfand ich plötzlich einen heftigen Stich, der mir durch den ganzen Arm fuhr, und dieser wurde dann jeden Augenblick noch mehr gelähmt, so daß ich am Ende gar keine Empfindung mehr in demselben hatte, und er wie todt am meinem Leibe herab hieng. Ich sagte meinen guten Leuten nichts davon, um ihnen nicht ihre frohe Malzeit zu verbittern. Schweigend stand ich auf, und spazierte auf und ab, in banger Erwartung, was daraus werden wollte. Ich gerieth in neue Besorgniß, und sah wohl ein, daß der Biß einer Eidexe nicht diese Folgen haben könnte. — Endlich fühlte ich, daß wieder

Leben in meinen Arm zurück kam, aber nun empfand ich ein unerträgliches Jucken an demselben, und nachher schwoll der Finger auf. Da sich keine schlimmere Zufälle einstellten, so ward ich wieder beruhigt.

Der Tag brach an, und Niemand von uns allen hatte die ganze Nacht hindurch ein Auge zugeschlossen; wir waren alle sehr ermüdet. Ich überzeugte mich wohl, daß mein Leben außer Gefahr sey; aber nun machte mir die ganz geschwollene Hand heftige Schmerzen, und ich erwartete mit Sehnsucht die Ankunft des mohrischen Arztes, der mir versprochen hatte, mich sogleich nach Sonnenaufgang wieder zu besuchen. Es wurde acht Uhr, und er kam nicht; ich schickte meinen Francisco nach ihm, und dieser kam sehr bald wieder mit dem Söhnchen des Doktors zurück, um mir anzuzeigen, daß er nicht kommen könne, weil er sehr krank sey; er riethe mir aber, mich nach dem zwei Koß (¾ Stunden) von Karrakudre entlegenen Dorfe Rauparlie zu begeben, wo ich einen erfahrnen Schlangenbeschwörer finden würde.

Zwar traute ich allen diesen Quaksalbern nicht viel Gutes zu, und hatte wenig Lust, mich von Dorf zu Dorf, von einem Schorpojan zum andern herumschleppen zu lassen; doch was war hier anders zu thun? Ich mußte Geduld fassen, und mich in mein Schicksal ergeben. Hülfe war hier nöthig, und diese mußte ich suchen, wo ich sie auch finden sollte.

Wir zogen daher von Karrakudre ab nach Rauparlie, wo wir um eilf Uhr anlangten.

Zweiter

Zweiter Abschnitt.

Ankunft zu Rauparlie. — Neue Verlegenheit und Besorgnisse. — Das Fort Ingola und der englische Wundarzt Anderson mit seinem Gehülfen.

Das Dorf Rauparlie hat zwar nur eine Schultri, aber diese ist groß und schön. Ich hielt mich in derselben auf, um Francisco's Rückkunft abzuwarten, den ich sogleich, als ich angekommen war, mit einem von den Kuli's abgeschickt hatte, um den Schorpojan herbeizuholen. Ach, sie kamen ohne ihn zurück; denn er hatte sich seit kurzem in einem andern Dorfe weiter gegen Süden niedergelassen. So war mir nun Alles zuwider! Und doch konnte ich es nicht dabei bewenden lassen; denn mein Finger verschlimmerte sich immer mehr, und brannte wie Feuer.

Ich schickte Jemanden zu dem Kottwal (Dorfschulzen) um ihn herbeizurufen. Er kam, und ich überhäufte ihn mit Vorwürfen, wegen seiner Nachlässigkeit, da es seine Amtspflicht erfordere, dafür zu sorgen, daß sein Dorf nie ohne Waitium oder Schorpojan wäre. Er entschuldigte sich damit, daß der vorige Arzt erst kürzlich weggezogen wäre, weil er eine Frau aus einem andern Dorfe geheurathet habe; und rieth mir dabei, mich nach dem großen Dorfe Ingola zu wenden, wo ein geschickter Schorpojan wohne, und bei dem Dorfe ein englisches Kastell liege, wo ich einen europäischen Arzt finden würde.

Diese Nachricht war mir sehr erwünscht; ich dankte dem Kottwal und bat ihn wegen meines Aufbrausens um Verzeihung. So müde auch meine Kuli's waren, und so sehr ich hungerte, denn ich hatte seit dem vorhergegangenen Mittage nichts gegessen, so zog ich doch weiter, und nachdem wir mehrmals hatten Halt machen müssen, um auszuruhen, langten wir gegen Abend zu Ingola an.

Da sich das Gift allein in meinem Finger und meiner Hand festgesetzt zu haben schien, so daß also meine Krankheit bloß örtlich war, so beschloß ich, mich nicht an den hindnischen Schlangenbeschwörer, sondern an den englischen Wundarzt zu wenden. Wir lagerten uns in einem ungemein schönen Wäldchen von hohen, schattigen Bäumen, dicht bei dem Dorfe. Hier hoffte ich ungestörter und ruhiger zu seyn, als in einer mit Menschen angefüllten Schultri.

Ich gieng auf der Stelle in das englische Fort, um den Doktor oder Chirurgus aufzusuchen. Ein Soldat, den ich traf, wies mir seine Wohnung. — Ich fand ihn mit drei Anderen bei einem großen Punschnapfe, und es schien mir, als wären sie alle schon ziemlich benebelt.

Der englische Wundarzt gab sich kaum die Mühe, meine Wunde anzusehen. „Das ist nichts, sagte er ganz „gleichgültig; ich will Ihnen sogleich Jemanden mit Arz„neimitteln zuschicken, die Ihnen schnell helfen sollen." — Ich wollte noch Einiges mit ihm sprechen; aber er wandte mir den Rücken zu, und hörte mich nicht an. Aergerlich und verdrüßlich kam ich wieder bei meinen Leuten an.

Aufgebracht über das unfreundliche Betragen dieses Engländers, wollte ich sogleich den Schorpojan des Dorfes holen lassen; aber mein Freund Huau rieth mir davon ab, und bat mich, abzuwarten, was der Grobian thun würde; denn er könne seines unartigen Benehmens ohngeachtet, doch ein geschickter Arzt seyn. Ich befolgte diesen Rath.

Erst nach 10 Uhr Nachts kam ein Mohr zu mir, der sich den Gehülfen des Hrn. Anderson (so hieß der englische Wundarzt, der zugleich Doktor war,) nannte, und mich versicherte, seine Kunst unter der Aufsicht verschiedener europäischer Wundärzte erlernt zu haben. Er brachte mir auf Befehl seines Meisters einen Brei oder Kleister, den ich, so heiß, als ich es ertragen könne, auf meinen Finger legen sollte, um ihn dadurch zur Eiterung zu bringen; zugleich überreichte er mir eine Flasche mit einem Dekokt von Fieberrinde angefüllt, wovon ich alle Stunden trinken sollte, um die Eiterung zu befördern.

Dies schien mir auch wirklich das beste Hülfsmittel zu seyn. Ich blieb daher mit meinem Francisco die ganze Nacht hindurch wach, um regelmäßig den Brei aufzulegen, und von dem Dekokt zu trinken; die Schmerzen hätten mich ohnehin nicht schlafen lassen. Ich hoffte, durch die Eiterung auch meinen Schmerz zu verlieren. Aber ich irrte mich sehr; denn als der Tag anbrach, fand ich den Finger, so wie den größten Theil der Hand, schrecklich entzündet; die Geschwulst hatte auch merklich zugenommen, und von einer Eiterung war noch keine Spur zu sehen. Ich fuhr jedoch immer noch mit Breiauflegen und

Chinadekokt-Trinken fort; aber die Geschwulst und die Schmerzen nahmen immerfort zu, und zuletzt ward mein Finger dunkel braunroth. So brachte ich drei Tage hin; am vierten Morgens kam der mohrische Wundarzt mit einer Lanzette herbei, um die Spitze meines Fingers zu öfnen. Sein Meister hatte mir diese Operation schon den Tag vorher angekündigt, die ich aber für höchst unnöthig hielt, und deswegen zu dem Schorpojan des Dorfes geschickt hatte; dieser entschuldigte sich jedoch sehr höflich, indem er mich versichern ließ, er würde mir sehr gerne zu Hülfe kommen, wenn er nicht Gefahr liefe, von den Engländern wie der Waitium dieses Dorfs behandelt zu werden, der zu einer Geldstrafe war verurtheilt und aus dem Dorfe gejagt worden, weil er einen englischen Soldaten kurirt, den der Hr. Anderson vergebens zu heilen versucht hatte. — Nun blieb mir also nichts übrig, als mich dieser Operation zu unterwerfen; sie war, wie ich vorausgesehen hatte, unnütz; es liefen nur ein Paar Tropfen schwarzes, trübes Blut heraus. Meine Schmerzen nahmen so sehr zu, daß ich beinahe in Ohnmacht sank. Ich sollte mit dem Breiauflegen fortfahren; aber es war mir gänzlich unmöglich; denn mein Finger brannte mich, wie Feuer, und etwas heißes konnte ich gar nicht darauf ertragen. Mein Arm wurde ganz steif; ich hatte heftiges Stechen in der Seite, und konnte nichts anders als einem Schlagfluß entgegen sehen.

Mein Zustand war nun schrecklich! Was sollte ich hier thun? — Ich wußte keinen Rath und keine Hülfe. — Sieben leidensvolle Tage brachte ich in dem Wäldchen hin,

und doch ließ es sich mit meiner Hand noch nicht zur Besserung an; sie war blau und aufgeschwollen wie ein Kissen, und dabei litt ich unsägliche Schmerzen; zuweilen tröpfelte ein trübes, dickes, stinkendes Blut aus meiner Wunde. — Statt des Breis mußte ich nun nach Anderson's Verordnung eine Salbe auflegen; aber mein Zustand besserte sich in nichts. Länger konnte ich es nicht ertragen; ich sah hier keine Rettung vor mir; der englische Arzt war ein elender Wicht, der sich wenig um mich bekümmerte, und mich unverantwortlich vernachlässigte. Ich beschloß daher, so schnell als möglich nach Madras zu eilen, wo ich noch Hülfe zu finden hoffte.

Als ich diesen Entschluß bekannt machte, fand es sich aber, daß mein Reisegefährte Kapt. Huau nicht im Stande war, mir zu Fuße zu folgen, da die Strapaze dieser Reise, der häufige Genuß des Arraks und die gänzliche Entbehrung aller Arzneimittel sein venerisches Uebel gar sehr verschlimmert hatten. Er wollte sich Anfangs bei dem Wundarzte Anderson in die Kur begeben; aber das elende Betragen, und die auffallende Unwissenheit dieses Pfuschers schröckten ihn wieder davon ab. — Was sollte ich thun? Sollte ich den Unglücklichen ohne Geld hülflos in einem fremden Lande zurücklassen? Dies erlaubte mein fühlendes Herz nicht. Ich entschloß mich schnell, und miethete in diesem Dorfe für 8 Rupien eine Dulie*), mit sechs Kuli's, welchen ich bei unserer An-

*) Eine Dulie ist von einem Palankin nur darin verschieden, daß sie nicht an einer gekrümmten, sondern an einer geraden Bambusstange getragen wird, und bloß ein Stück Kot-

kunst in Madras, ausser der Verköstigung 30 Rupien für Lohn geben mußte.

Herr Anderson *) war so unverschämt, mir für seine ärztliche Bemühung fünfzehen Pagoden (ungefähr 65 Gulden holl.) abzufordern. Ich bezahlte sie ihm; aber ich warf es ihm zugleich bitter vor, daß er meinen Zustand verschlimmert habe, und mit frühestem Morgen begaben wir uns sodann auf die Reise. —

Dritter Abschnitt.

Trauriger Zug. — Die Gandie oder fliegenden Wanzen. — Der Nagapuscheh. — Doschatameh, oder Gott mit tausend Namen. — Pandalur.

Welch' ein trauriger Zug war nun meine Reise! Düster, traurig, stillschweigend, liefen die Kuli's mit meinem Palankin und Kapt. Huau's Dulie vor sich hin, als trügen sie zwei Leichen zum Verbrennungsplatze! Sie schwazten nicht mehr miteinander; sie schrien nicht mehr ihr lautes Hurri (Heisa!) wenn sie die

tunzeuch zur Bedeckung hat, das nur gegen die Sonnenstralen schützen kann. D. Verf.

*) In West's Briefen über Ostindien lese ich von einem Anderson, der damals Arzt in Madras war, und sich damit beschäftigte, Koschenille-Pflanzungen auf der Küste anzulegen; wenn dies derselbe war, den ich zu Ingola traf, so sey Gott den armen Kranken gnädig, die in seine Hände fielen! Der Verf.

Schultri erblickten, wo wir übernachten wollten; sie riefen nicht mehr den Reisenden, die uns entgegen kamen, ihr freundliches Nomos Karron (Willkommen!) zu; auch erzählten sie keine lustigen Geschichtchen mehr, um mich zu unterhalten. Statt des muntern Gesangs, den sie sonst anstimmten, hörte ich nichts, als das eintönige, melancholische Heu, heu, heu — heu, heu, heu! — ein leises Gemurmel, wornach sie ihre Tritte abmessen — und mein von den heftigsten Schmerzen ausgepreßtes Seufzen und Stöhnen, das sich darein mischte, bildete damit eine höchst traurige Musik! — Sie machte, so viel ich bemerkte, selbst Eindruck auf meinen Freund Huau; denn er hielt sich mit seiner Dulie immer in einiger Entfernung von meinem Palankin.

Vergebens lächelte mir die schöne Natur! Alle die reizenden Aussichten um mich her; die herrlichen Gegenden, die wir durchzogen, machten keinen Eindruck mehr auf mich; ich war allzusehr verstimmt, um Beobachtungen machen zu können. Ich trug dieses Geschäft dem Kapt. Huau auf; aber dieser fand keinen Gefallen daran; er brütete nur immer in dumpfer Gedankenlosigkeit hin.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Kalurie; wir zogen hindurch und lagerten uns auf der andern Seite ausserhalb des Dorfs, unter einer Gruppe von Bäumen. Ich hatte meinen Trägern befohlen, weder Mittags noch Nachts in einer Schultri einzukehren, weil diese Herbergen beinahe immer, besonders des Nachts, mit Menschen angefüllt sind, die ich nicht mit

meinen Wehklagen beunruhigen wollte; auch wünschte ich das Gerede über das mir zugestoßene Unglück zu vermeiden; um so mehr, da die Hinduer wähnen, es werde Niemand von giftigen Schlangen gebissen, der nicht ein Verbrechen verschuldet habe.

Das Dorf Kalurie ist klein, und ganz mit hohen Bäumen angefüllt; sonst hat es nichts Merkwürdiges. Die Einwohner scheinen sich hauptsächlich auf die Zucht der wälschen Hüner zu legen; denn ich sah ganze Heerden derselben von Hirten und Hunden bewacht, in dem sehr grasreichen Felde umherlaufen.

Da es mir sehr daran gelegen war, aufs schnellste nach Madras zu gelangen, so ließ ich meine Träger nicht mehr wie sonst, ein Stündchen nach dem Mittagessen ausruhen; sondern sobald sie gegessen hatten, trieb ich sie weiter, und die guten Leute murrten nicht, weil sie meinen Zustand kannten.

Wir zogen nun durch einen sandigen, nur sparsam mit Bäumen besezten Landstrich, und es war bereits dunkel, als wir zu Madupetteh, einem kleinen Weiler anlangten, in welchem sich bloß eine kleine Schultr oder Trivasel befand; den Feuern nach zu urtheilen, die ich daraus hervorschimmern sah, mußte sie voll von Reisenden seyn.

Dies war nun keine Ruhestelle für mich; und da wir bei der Dunkelheit der Nacht kein Gebüsche finden konnten, so lagerten wir uns in einen offenen Baumgarten, an dem wir vorbei kamen, ohne uns darum zu kümmern, ob es der Eigenthümer gestatten werde oder nicht.

Doch, dieser Entschluß reute mich bald; ich würde auch diesen Ort auf der Stelle verlassen haben, wenn nicht meine Leute schon das Essen beim Feuer gehabt hätten; denn dieser Baumgarten wimmelte von fliegenden Wanzen, die sich von den gemeinen Bettwanzen (es giebt deren hier zu Lande, die so groß wie Maikäfer sind) bloß dadurch unterscheiden, daß sie Flügel haben. Sie haben denselben widerlichen Geruch, beißen eben so heftig, ja noch heftiger; sind eben so blutgierig, als die Moskitos, und setzen sich auf jeden entblößten Fleck des menschlichen Körpers. Man nennt sie Gandie. Sie halten sich vorzüglich in den Gegenden auf, wo die strauchartige Pflanze Muttehmaram wächst, die nach ihnen benannt ist.

Für mich waren diese Insekten eine unaussprechliche Qual, da mich der wütende Schmerz oft zwang, meinen Palankin zu verlassen, und auf und ab zu laufen. Meine Leute schienen nichts davon zu leiden, oder empfanden wenigstens bei ihrer Müdigkeit nichts davon.

Es ist leicht zu denken, daß ich nicht lange ruhen konnte. Ehe noch die Krähen krächzend durch die Luft schwirrten, und während es noch dunkel war, zogen wir von Madupetteh ab, von welchem Oertchen ich nichts weiter zu sagen weiß, als daß die Einwohner viel Tschaai*) und Taback pflanzen, denn ich sah auf meinem Wege ganze Felder von denselben.

*) Eine Farbepflanze, welche zum Grünfärben gebraucht wird. D. Ueb.

Die Landschaft wurde nun immer sandiger, kahler, leerer von Bäumen und Dörfern; ein Zeichen, daß wir uns dem Meere näherten; dieses erblickten wir auch gegen Mittag in der Ferne von einer Höhe herab. Bald nachher kamen wir in das schöne große Dorf Amehnakab, das stark bevölkert, und mit Gruppen von Tamarinden und Mangobäumen besetzt war.

Wir lagerten uns außerhalb des Dorfs am Ufer eines kleinen Flusses, auf einer sehr angenehmen und einsamen, von hohen Bäumen beschatteten Stelle.

Wir waren noch keine halbe Stunde da, als wir durch die Bäume hindurch einen Trupp Weiber aus dem Dorfe gerade auf uns zu kommen sahen. — So wie sie uns erblickten blieben sie stehen und schienen sich zu berathschlagen, ob sie sich uns nähern, oder wieder zurückkehren sollten. Dies dauerte wohl eine Viertelstunde. Ich gieng ihnen endlich entgegen, um zu hören, was sie wollten? — Doch sobald sie mich gewahr wurden, flog der ganze Trupp aus einander und entfloh; nur ein Paar häßliche, alte Weiber hatten Muth genug, stehen zu bleiben, und mich zu erwarten.

Zwar wußte ich wohl, daß die hinduschen Weiber und Töchter Furcht und Abscheu vor den Europäern haben, vor ihnen entfliehen, und sich verbergen; dieses Mal ärgerte mich aber dieses Weglaufen; ein anderes Mal würde ich gelacht haben; aber jetzt war ich nicht zum Scherze gestimmt. —

„Was wollt Ihr? fragte ich in einem rauhen Tone. — „Warum steht ihr hier und wartet? Und warum

„sind die andern alle vor mir davon gelaufen, als wäre „ich ein Peschasch (böser Geist) oder ein wildes Thier, „das euch auffressen wollte?“

„Ach, mein Herr, — antwortete mir eine von diesen Weibern, die mich ganz gewiß für einen Mestizen ansahen, weil ich sie in ihrer Landessprache anredete, die auf dieser ganzen Küste nur wenige Europäer sprechen können*) — „Wir sind aus dem Dorfe herbeigekommen, „in der Absicht an dem Ufer des Flusses den Nagapuscheh zu verrichten, ohne zu wissen, daß Sie mit „Ihren Leuten unsern gewöhnlichen Opferplatz besetzt „haben; in keiner umliegenden Gegend am Flusse wächst „der Margosie und Arischi so nahe beisammen; hier „ist auch der Lingam und der Opferstein. — Wir „sind daher sehr in Verlegenheit; denn wenn wir unverrichteter Dinge zurückkehren, so bringen wir Unglück „über unsre Familien**). Darum entschlossen wir uns,

*) Die Holländer und Engländer erlernen statt der malabarischen lieber andere Sprachen, jene die malajische, diese die hindustanische; unter den Franzosen in Indien mögen jedoch Einige seyn, welche die malabarische Sprache verstehen. Ueberhaupt findet man unter tausend Europäern in Indien kaum Einen, der sich auf das Studium der Sprache, der Sitten und der Religion des Landes legt; denn ihr Hauptzweck ist immer Bereicherung. Der Verf.

**) Die Hinduer glauben, es müsse denjenigen, der auf dem Wege ist, ein Opfer zu verrichten, das größte Unglück treffen, wenn er unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehrt. Der Verf.

„ich und diese meine Freundin, uns Ihnen zu nähern,
„um einen Zweig von dem Margosie und dem Ari-
„schi zu brechen, und den Lingam mitzunehmen,
„um anderswo unser Puscheh zu verrichten. Da Sie
„aber, wie es schien, im Zorne auf uns zu kamen, so
„nahmen die jungen Weiber die Flucht. Sie dachten,
„nehmen Sie mir's nicht übel, mein Herr, Sie seyen
„ein Weißer (Europäer), und Sie wissen wohl, was
„für Leute das sind!"

Ich bereute es, diese armen Weiber so erschreckt zu haben, und um ihnen alle Furcht zu benehmen, ließ ich sie bei der Meinung, ich sey ein Mestiz.

„Ata (Mutter) sagte ich, die Vorstellung, die
„Ihr Leute Euch von den Weißen macht, ist leider nur
„zu sehr gegründet; doch giebt es gewiß auch wackre
„Leute unter ihnen. Es thut mir Leid, daß wir, ohne
„es zu wissen, Euern Opferplatz eingenommen haben.
„Ruft jetzt nur Euere Freundinnen zurück; sagt
„ihnen, daß sie ungehindert an der gewöhnlichen Stelle
„ihr Opfer verrichten können. Niemand soll euch belä-
„stigen; ich werde sogleich meinen Leuten befehlen, das
„Ufer des Flusses zu räumen!" —

„Glücklich sind die Aeltern eines solchen Sohnes!„ riefen die alten Weiber aus, und verbeugten sich höflich. Eine derselben gieng hierauf zu den weggelaufenen Weibern, die von ferne standen, wie verscheuchte Rehe, und ängstlich warteten, wie die Sache ablaufen würde. Einen Augenblick darauf sah' ich den ganzen Trupp, mit der Alten an der Spitze wieder zurückkommen. Sie

giengen dicht vor mir vorbei, grüßten mich, und schienen sich nicht im Mindesten mehr vor mir zu fürchten, da sie gehört hatten, ich sey kein Weißer; nur eine zögerte, und getraute sich nicht vorbeizugehn. — „Wa Mamei, „wari! achoi Doreh, unum payum illeh!" (d. h. Komm Mamia, komm nur, es ist ein guter Herr, sey ganz ohne Furcht!) So riefen die alten Weiber und sogar auch die anderen ihr zu.

Der Name Mamia erschütterte mich. Ich hatte das gute Mädchen noch nicht vergessen, und so wenig ich auch in meinem gegenwärtigen traurigen Zustande, sie anzutreffen wünschen durfte, so konnte ich doch den Gedanken nicht unterdrücken, wie glücklich ich gewesen seyn würde, wenn ich ihr von einem Dorfe zum andern nachgefolgt wäre. Dann würde ich gewiß nicht in dem Walde von Karrakudreh übernachtet haben, um von einer Schlange gebissen zu werden! —

Doch ich muß jetzt noch Etwas von dem Nagapuscheh sprechen. Buchstäblich bedeutet dieses Wort: „Verehrung der Brillenschlange oder Cobra Capella *)" — Diese gottesdienstliche Ceremonie kömmt allein den verheuratheten Weibern zu. Die von der Sekte des Sieb (Schiwen) richten ihre

*) Naga ist die hinduische Benennung der Brillenschlange (Coluber Naja) und Puseh (Sonnerat schreibt Poutché) bezeichnet jede religiöse Verrichtung zu Ehren einer Gottheit. Anm. des Ueb.

Verehrung an den Lingam *), und die von der des Bieschn (Wischnu) an die Lokhia oder Letschemie. — Mehrere Eheweiber machen es als Freundinnen unter sich aus, diese Feierlichkeit in Gesellschaft mit ihren Bekannten zu begehen, und den Puscheh an dem Tage zu verrichten, den ihnen der Panchjamkaren **) aus seinem Panchjangam ***) als dazu günstig anzeigt; an diesem vereinigen sich dann diese Weiber, und gehen miteinander hübsch gekleidet und festtäglich gepuzt an das Ufer eines Flusses, oder wenn keiner in der Nähe ist, eines Teiches, an

*) Der Lingam der Hinduer ist bekanntlich der Phallus der alten Aegypter und der Priapus der Griechen und Römer. Von der Verehrung desselben in Indien findet man Nachrichten bei Sonnerat (Voyage T. II. p. 46. f. der neuen Auflage) die ganz mit denen unsers Verf. übereinstimmen.

Anm. d. Ueb.

**) Ein Bramin, der jeden Morgen in die Häuser geht, und die guten oder bösen Tage ankündigt.

D. Verf.

***) Panchjangam oder richtiger Panchjogam, d. h. die fünf Zeiten, ist der Kalender der Hinduer. In demselben sind die guten und bösen Monate, Tage und Stunden aufgezeichnet. Diese fünf Zeiten sind: die Natscharrons oder die 27 Sterne oder Häuser, die der Mond durchläuft; der Tidi oder die Tage des Neu- und Vollmonds; die Lakenons oder die Zeichen des Thierkreises; die Jn-goms, oder die guten und bösen Tage jedes Monats, und die Karemons oder die guten und bösen Stunden jedes Tages.

Der Verf.

eine Stelle, wo ein Arischi *) und ein Margosiebaum **) nahe beisammen stehen; denn nur allein im Schatten dieser zwei Bäume kann die Ceremonie vollbracht werden. — Stehen keine solchen Bäume an dem Ufer, wo das Opfer verrichtet werden soll, so schneiden sie Zweige, von jedem beider Bäume einen ab, und pflanzen sie an der Stelle, wo sie opfern wollen, einen Schritt von einander schief in die Erde, so daß die Enden der Zweige einander berühren. Unter diesen Bogen wird ein Stein gesetzt, der die Gestalt eines Zuckerhuts hat, und von zwei Schlangen umschlungen ist, die entweder darauf gemalt oder ausgehauen sind. Dies ist nun der Lingam, vor welchen ein anderer kleiner viereckiger, flacher Stein gelegt wird, der den Altar vorstellt. — Nachdem sich nun alle versammelten Weiber gebadet haben, waschen sie den Lingam mit Milch, legen ungeröllten Reiß, Butter und Jagra (aus Palmwein gesottenen Zucker) auf den flachen

*) Sonnini sagt: (in einer Anmerkung zu p. 48. T. II. der von ihm besorgten neuen Ausgabe von Sonnerat's Reisen) er könne nicht bestimmen, was dies für ein Baum sey; zwar habe ihm ein wohl unterrichteter französischer Offizier gesagt, der 20 Jahre lang in Indien war, es sey eine Art Bambus, dessen Samenkörner gegessen werden; aber dies könne nicht wohl seyn, weil Sonnerat sagt, es sey ein dem Margosie ähnlicher Baum."
A. d. Ueb.

*) Es ist (nach Sonnerat) der Zederachbaum, oder die Melia mit Eschenblättern (Melia azidarachta.)
A. d. Ueb.

Stein, und verbrennen dies Alles mit kleinen Stückchen von Semi, einem harten aromatischen Holze, womit alle Ognie-Joog oder Diberadaneh, d. h. Feueropfer angezündet werden. Darauf werfen sie dem Lingam Blumen zu, und bitten ihn um Alles das, was sie auf dieser Welt bedürfen, insbesondere um langes und gesundes Leben ihrer Männer, und um Kinder, wenn sie noch keine haben. Sodann kehren sie in ihre Wohnungen zurück, und beschenken einander mit Betel und Zuckerbackwerk; oder bleiben auch wohl beisammen, und bringen den Rest des Tages in Fröhlichkeit hin, überzeugt, daß ihre Gebete erhört werden. — Die Steine bleiben an dem Ufer liegen, und dienen dann anderen Weibern wieder zu demselben Behufe.

Eine wirklich rührende Feierlichkeit unschuldiger Naturkinder! —

Wir hielten uns nicht lange zu Amenakab auf; sondern zogen, da ich sehr eilte, sogleich nach vollbrachtem Mittagessen weiter.

So viel ich bei dem Durchzuge und aus der Ferne bemerken konnte, ist dieses Dorf groß und hübsch, und hat besonders einen sehr schönen Tempel. — Der Erdboden umher ist schwarz und fruchtbar, und die ganze Landschaft ist gleichsam übersäet mit Gebüschen und Alleen von Fruchtbäumen, worunter auch viele Tamarinden und Mangobäume waren.

Wir folgten dem Laufe des Flusses Gondakama bis zu dem Dorfe Olchie, wo wir in einer Sargarie über denselben fuhren. Ungefähr andert-

halb

halb Meilen von da stürzt sich dieser Fluß ins Meer. — Auf dem entgegengesetzten Ufer stand ein schöner alter Tempel; er war aber sehr baufällig und wurde nicht mehr gebraucht; denn die Hinduer repariren zwar alte Tempel; aber wenn sie gar zu sehr verfallen sind, bauen sie sie nicht wieder auf.

Gewöhnlich sieht man außen an den Tempelchen von Wischnu, Schiwen, und anderen geringeren Gottheiten, einige ihrer vorzüglichsten Begebenheiten und Thaten in Stein gehauen oder abgemalt; aber an diesem Tempel sah ich durchaus keine Figuren. Dies schien, meines Dafürhaltens, zu beweisen, daß er dem Ischur oder dem allerhöchsten Wesen geweiht sey.

Die Tempel dieses allerhöchsten Wesens haben in Indien keine Bilder, weder auswendig noch inwendig. Denn die Pundits (Schriftgelehrten) sagen, die Allmacht und übrigen Eigenschaften dieser höchsten Gottheit, die sich in den zahllosen Werken seines Willens offenbaren, seyen so sehr erhaben, daß sie nicht durch Figuren ausgedrückt werden könnten.

Da nun die Gottheit keine, und doch zugleich alle Gestalten hat, so stellen sie dieselbe unter dem Bilde einer Kugel, die jedoch immer von Stein seyn muß, vor, und setzen dieselbe auf ein Fußgestell in der Mitte des Tempels. — Die Verehrung, die dem allerhöchsten Wesen von den Hinduern erwiesen wird, ist von derjenigen der übrigen Götter verschieden. Sein symbolisches Bild wird nicht, wie dasjenige anderer Götter in Procession umhergetragen; es hat keine Tänzerin-

nen; ihm zu Ehren werden keine Feierlichkeiten angestellt; man opfert ihm nichts als Feldfrüchte, und der Dienst, den die Braminen in seinen Tempeln versehen, besteht bloß in Lobgesängen und Gebeten.

Der Name Ischur bedeutet buchstäblich: großer Wille; und dieser ist der gewöhnliche Name, den die Hinduer dem höchsten Wesen geben; sie nennen es aber auch nur schlechtweg: Brrm, *) d. h. Gott oder das große Wesen. Ueberhaupt werden ihm tausend Namen beigelegt, die seine Eigenschaften andeuten; deswegen wird dieser höchste Gott auch: Doschotameh oder Hazarrameh, d. h. der Tausendnamige genannt. Von diesen Namen will ich einige, so wie sie mir beifallen, hier aufzählen: Sütuntrum, der Unabhängige; Surbepbursi, der Allgegenwärtige; Serwascher, der Herr des Weltalls; Ekkumescha, der Einzige; Nitteh, der Ewige; Nieschtoijeh, der Unfehlbare; Pregianum und Sobboter-Dirsie, der Allwissende; Peremehhumseh, der mächtige Herr; Piirkirtie, der Barmherzige; Odorissar, der Unsichtbare; Ttschiirijbi, der Unsterbliche;

*) Brehm schreiben Andere diesen Namen. In dem, was unser Verf. hier von den Vorstellungen der Hinduer von dem höchsten Wesen, und der ihm geweihten Verehrung sagt, weicht er einiger Maßen von anderen Schriftstellern ab. Es ist hier aber der Ort nicht, diese Abweichung näher zu bestimmen. (M. s. was Papi, im III. Bd. der neuesten Beiträge zur Kunde von Indien, S. 68. hierüber gesagt hat.)

Anm. d. Ueb.

Tschoratschor, der, dem nichts verborgen ist; Kuthasta, der Bewohner eines unzugänglichen Ortes; Geitscha und Mahateesch, der Allmächtige; Appuetischa, der Unzertheilbare; Okitta, der, außer welchem kein Anderer ist; Butuba, der Allweise; Awiakthan, der unsichtbare Geist; Jotna, der Starke; Mukthie-Schudan, der Geber der ewigen Ruhe und Seligkeit; Ananta, der Ewigdauernde; Ekbhabeh, der in seinen Beschlüssen Unveränderliche; Odoijnis-Schudan, der Geber unendlicher Fröhligkeit; Onadie, ohne Anfang; Swabhab, von unbegreiflicher Selbstständigkeit; Süteschtitenium, der Alleinweise; oder der, welcher seine Weisheit von Niemanden erhalten hat; Nidakar, der Unkörperliche; Mahaschur, der große Gott; Krepatschaja, der Gott der Gnade; Tetratrajom, der Gott der drei Eigenschaften, nämlich als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer. Man nennt ihn deßhalb auch Trimukti oder den Gott von drei Angesichten *), und Brama, Wischnu und Schiwen sind die Personifizirungen dieser drei Eigenschaften. — Ferner Sirboschrup, der Gestaltlose; Okrittie, der Unabbildbare; Adbhie-Atma, der allgemeine Geist; Adbhie-Jagna, der Gott der Religion u. s. w. u. s. w.

Dies ist hinreichend um zu beweisen, daß die Hinduer an ein einziges allerhöchstes Wesen glauben,

*) Daher kömmt es, daß einige Schriftsteller den Hinduern den Glauben an eine Dreieinigkeit nach christlichen Religionsbegriffen zuschreiben. Anm. d. Ueb.

und nicht Teufelsanbeter sind, wie man ehemals wähnte *).

Von dem Dorfe Pelchie aus führte uns der Weg durch eine fruchtbare Landschaft; wir kamen noch über ein Flüßchen, das man durchwaten konnte, es führt den Namen Madeganda und schien mir ein Arm des Gondakama zu seyn. Die ganze Gegend umher war mit Dörfern wie besäet. Wir kamen durch einige dieser Dörfer, von welchen mehrere mit hübschen Tempeln und anderen Sehenswürdigkeiten geziert waren; aber ich hatte keine Lust sie zu besichtigen; wir vergaßen sogar, sowohl Kapt. Hyau, als ich, ihre Namen aufzuschreiben.

Zu Pandalur aber, durch welches Dorf unser Weg führte, mußte ich mich aufhalten, und dessen Merkwürdigkeiten besehen, so sehr ich auch eilte, weiter zu kommen; es war schon nahe an Sonnenuntergang, als wir daselbst anlangten, und meine Kuli's waren äußerst ermüdet, weil ich ihnen zu wenig Zeit zum Ausruhen ließ. Ich befahl ihnen, hier Halt zu machen; wir lagerten uns in einem hübschen Wäldchen auf der Südseite des Dorfs, und ich gieng sodann mit meinem Freunde, dasselbe zu besehen. Es ist eines der größten Dörfer, die ich angetroffen hatte; zu seiner Zierde gereichten besonders drei schöne Tempel, von welchen einer noch ganz neu war, und einige kleinere,

*) Man vergleiche was Papi (im 3ten Bd. der neuesten Beiträge zur Kunde von Indien S. 68.) hierüber sagt.
Anm. d. Ueb.

geringeren Gottheiten geweiht. Das Dorf schien ganz in Betelgärten begraben zu seyn; auf die Betelpflanzungen schienen die Einwohner die meiste Sorgfalt zu wenden. Es waren hier auch mehrere ausgemauerte Teiche und schöne große Brunnen, aus welchen die Gärten gewässert werden. — Der Markt oder Basar war sehr groß, und mit allerlei Lebensmitteln in wohlfeilen Preisen überflüssig versehen. Was aber am meisten meine Aufmerksamkeit an sich zog, das waren zwei große ausgemauerte Wasserbehälter, der eine auf der Ost-, der andere auf der Westseite des Dorfes; jeder hatte wohl eine (holländische) Meile im Umkreise; aus denselben wird das Wasser auf die Reißfelder und in die Küchengärten geleitet. Mit dieser Arbeit waren damals eine Menge Menschen beschäftigt, und die Tamarinden- und Mangowäldchen wiederhallten an diesem stillen Abende von ihrem Gesange. — Es befanden sich noch verschiedene andere Merkwürdigkeiten in diesem Dorfe, worunter auch ein Roth oder Teer (d. h. Götterwagen, der in Procession herumgeführt wird) von besonderer Größe, und voller Schnitzwerck von Bildern; doch die Nacht überfiel uns, und wir waren genöthigt, zu unserm Ruheplatze zurückzukehren, wo ich sehr ermüdet von diesem Spaziergange anlangte. Der unerträgliche Schmerz, der mich immerfort peinigte, der Mangel des Schlafes, die Unruhe, die mich quälte, die wenigen Speisen, die ich genoß, begleitet von einem schleichenden Fieber, hatten meine Kräfte sehr geschwächt.

Ich hatte eine elende Nacht, und nahm mir vor, mich nirgends mehr aufzuhalten, sondern in möglichster

Geschwindigkeit nach Madras zu eilen. — Am Morgen waren wir schon weit von Pandalur entfernt, als die Sonne aufgieng. Wir hatten einen stürmischen, doch sonst hübschen und trockenen Tag.

Vierter Abschnitt.

Boswapalam. — Die Mangofliege. — Dringende Gefahr. — Zusammentreffen mit Mamia, und nachher mit dem neuen engl. Gouverneur von Masulipatnam.

Wir nahmen unser Frühstück zu Anantapur, ungefähr eine halbe Meile *) vom Meere. An diesem Dorfe hin läuft ein salziger Fluß, der daher auch den Namen Upulaar (Salzfluß, von Upu, Salz, und Aar, Fluß) hat; auch wird hier eine Menge Salz gewonnen.

Die Landschaft, durch welche wir nun zogen, war weder so hübsch, noch so fruchtbar als die, durch welche wir Tages vorher gekommen waren; auch sahen wir weniger, und nicht so schöne Dörfer; das Dorf Boswapalam ausgenommen, das seinen Namen von dem schönen Rindvieh erhielt, welches man vormals hier zog, und welches noch gezogen würde, wenn die

*) Eine holländische Meile ist ungefähr ¾ geogr. Meilen; denn 19 solche Meilen gehen auf einen Grad des Aequators. Anm. d. Ueb.

Engländer, oder ihre Agenten, welche hier herrschen, nicht alle Betriebsamkeit der Einwohner durch ihre Bedrückungen und Erpressungen erstickten. So ist nun das ehemals berühmte und reiche Dorf Boswapalam arm, und auf seinen schönen Wiesen sah ich nur noch einige magere Kühe, wälsche Hühner und Gänse weiden.

Wir hielten unser Mittagsmal zu Bingenapillij, einem unansehnlichen Dorfe, längs welchem ein Flüßchen Manaar, d. h. Sandfluß genannt, hinfließt. Die einzige Merkwürdigkeit, die wir hier fanden, waren zwei schöne Wälder oder Büsche, der eine von Mangobäumen, der andere von Bambusrohrbäumen, die mit ihren langen, bandartigen Blättern und rothen Blumen einen angenehmen Anblick gewähren.

Wir konnten und wollten uns in keinem von diesen Wäldchen lagern; denn der Mangowald war angefüllt mit Mangofliegen, und das Bambusrohr wächst so dicht beisammen, daß man in einem solchen Gebüsche oder Walde nicht fortkommen kann.

Die sogenannte Manga-I ist eine Art von ungemein kleinen, kaum sichtbaren Fliegen, die sich um diese Jahrszeit, wann die Früchte überreif sind, so daß sie beinahe von selbst abfallen, in solchen Waldungen aufhält. Diese Fliegen haben eine giftige, oder wenigstens scharfbeißende Feuchtigkeit in sich, und sind eine große Plage für die, welche durch Mangowälder reisen; oder sich in denselben aufhalten müssen; denn sie fliegen den Menschen und Thieren immer vor dem Gesichte herum, so daß man

sich nicht genug in Acht nehmen kann, um keine in die Augen zu bekommen. Geschieht dieses dennoch, so muß man suchen, das Thierchen ganz wieder herauszubringen; denn wird es zerstückt, so verursacht die scharfe Feuchtigkeit, die es in seinem Körperchen hat, eine so heftige Entzündung, daß man in Gefahr geräth, blind zu werden. Das beste Mittel dafür ist Weibermilch, die man warm aus der Brust in das leidende Auge tropfen läßt.

Das baumartige Bambusrohr *) in malabarischer Sprache Mungile genannt, ist schon allzubekannt, als daß ich es hier zu beschreiben nöthig hätte; ich merke nur an, daß es mehrere Gattungen desselben giebt, unter welchen vorzüglich das, wegen seiner Dichtheit und Härte sogenannte Eisen-Bambusrohr merkwürdig ist. Solche Bambusgebüsche geben wegen der schönen grünen Farbe ihrer Blätter einen sehr angenehmen Anblick.

Wir lagerten uns an dem Ufer des Flusses, und kamen nachher durch Tammelpeent, Pinnagropolem und andere Dörfer. Der Boden bestand aus harter

*) Das Bambusrohr (Arundo Bambos) wird oft 50 bis 60 Fuß hoch. Die Indier benutzen den Stamm zu mancherlei Geräthschaften, Trögen, Kähnen u. s. w. Die Spazierstöcke dieses Namens, welche nach Europa kommen, sind bloß Nebenschößlinge. Aus dem Baste verfertigen die Sineser ihr Papier. Der an den Gelenken dieses Rohrs hart gewordene Milchsaft wird Bambuszucker genannt, und sehr geschätzt, vorzüglich als Arzenei; auch die Blätter, Knospen, Rinde und Wurzeln werden in der Medizin gebraucht. Anm. d. Ueb.

Thonerde, war uneben, hügelig und mit einer Menge wilder Palmen bewachsen.

Es war schon dunkel, als wir zu Tschakoldindie ankamen; dies ist ein großes, dicht am Meere gelegenes Dorf. Wir konnten das Geräusche der Brandung deutlich hören. — Die Gegend war so schlecht mit Bäumen versehen, daß ich mich wider meinen Willen genöthigt sah, in einer Schultri einzukehren. Wir fanden in derselben sehr wenig Reisende, so daß die eine Seite des Gebäudes, die wir einnahmen, noch ganz leer war. Dies war mir sehr angenehm; denn nun konnte ich doch ungehindert seufzen und auch aufstehen und herumgehen, wann der Schmerz mich allzu sehr peinigte, der gewöhnlich Nachts am heftigsten tobte.

Ich ließ ein brennendes Lämpchen in eine Nische setzen, und legte mich früh zur Ruhe nieder, weil ich sehr schläfrig war und doch nicht hoffen durfte, lange schlafen zu können. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich am folgenden Morgen bei meinem Erwachen den Tag anbrechen sah! Ich hatte also die ganze Nacht hindurch geschlafen. Aber statt mich darüber zu freuen, erschrak ich; denn so lange ich noch den Schmerz empfand, hatte ich Hoffnung meinen Finger und meine Hand zu behalten; aber diese verschwand jetzt, da der Schmerz weg, und mein Finger ganz kalt war. Ich durfte nicht mehr daran zweifeln, daß nicht der kalte Brand dazu gekommen wäre! —

Ich wußte mir nun nicht anders zu helfen, da wir noch etwa fünf Tagreisen von Madras entfernt wa-

ren, als Anstalten zu treffen, Tag und Nacht ununterbrochen fortreisen zu können, um anzulangen, ehe es zu späte wäre.

Ich weckte alle meine Leute mit lautem Geschrei auf, und entdeckte meinen Kuli's von Masulipatnam mein Vorhaben, mit dem Beisatz, daß sie nach ihrer Heimath zurückkehren könnten, wenn es ihnen zu beschwerlich wäre, mich Tag und Nacht fortzuschleppen, und daß ich mir dann andre Kuli's in dem Dorfe suchen würde.

„Nein, mein Herr — schrieen sie alle einstimmig — „wir verlassen Sie nicht, sondern wollen Sie „nach Madras bringen; es würde uns ja zur Schande gereichen, wenn wir Sie anderen Händen überlassen müßten; auch würden wir den Vortheil verlieren, „den uns eine Rückfracht gewähren wird, die wir in „einer Stadt, wie Madras, leicht finden. — Wir „wollen bei Tag und bei Nacht mit Ihnen forteilen, „so schnell, als es unsere Kräfte verstatten, und ver„langen keine besondere Vergütung dafür; wir ersu„chen Sie bloß noch einen Kuli mehr, als Masalji „(Fackelträger) mitzunehmen." —

Die guten Leute! — Ich freute mich herzlich darüber, daß sie entschlossen waren, bei mir zu bleiben; denn wir waren nun schon an einander gewöhnt; sie konnten sich sehr gut in mich schicken, und wir lebten daher wie Freunde zusammen.

Ich dankte ihnen für ihren guten Willen, versicherte sie, daß ich bei meiner Ankunft zu Madras

ihnen meine Erkenntlichkeit bezeugen würde, und schickte sogleich meinen Francisco mit einem von ihnen in das Dorf, um zu sehen, ob hier Kuli's zu bekommen wären, und nicht einen, sondern ihrer sechse mitzubringen; auch befahl ich ihm ein halbes Dutzend Tiveri oder Fackeln *) zu kaufen.

Es dauerte nicht lange, so kamen meine Abgeschickten mit den neuen Kuli's herbei, und da ich jetzt nicht auf ein Paar Rupien mehr oder weniger sah, so wurden wir des Handels bald einig. Die zwei schwächsten ernannte ich zu Fackelträgern und die vier übrigen mußten abwechselnd die Kuli's von Zeit zu Zeit ablösen, die mich und den Kapt. Huau trugen. — Ehe es acht Uhr war, befanden wir uns schon wieder auf der Reise.

In trübsinnige Gedanken vertieft, lag ich in meinem Palankin; denn die Furcht meine Hand zu verlieren, hatte mich ganz schwermüthig gemacht; ich konnte mich mit keinem andern Gegenstande beschäftigen, und wir zogen dabei so schnell durch die Dörfer, daß ich auf ihre etwanigen Merkwürdigkeiten keine Rücksicht nehmen konnte. — Endlich fühlte ich wieder einige Empfindung in meinem Finger, so daß ich einige Hoffnung zu schöpfen begann, besonders da meine Kuli's so schnell mit mir davon liefen, daß ich, wenn kein Un-

*) Diese Fackeln bestehen bloß in armslangen und armsdicken Rollen von geöltem Baumwollenzeuche.

Der Verf.

fall einträte, darauf rechnen durfte, innerhalb drei Tagen in Madras zu seyn.

Glücklicher Weise hatten wir diesen Tag ziemlich kühles Wetter, der Himmel war überzogen und die Luft regnerisch, so daß meine Kuli's, ungehindert von der Sonnenhitze eine hübsche Strecke Wegs zurücklegen konnten. Wir aßen zu Rovelur zu Mittag. Meine Leute hatten sich zwar vorgenommen, um der Eile willen nur Avela oder gerösteten Reiß zu essen; da man aber doch für mich und Kapt. Huau kochen mußte, so gab ich dies nicht zu, sondern ließ die guten Leute auch ihr Essen gehörig kochen.

Um 4 Uhr Nachmittag bekamen wir das große Dorf Nababpeent zu Gesicht, das wegen seines schönen alten Tempels und anderer daselbst befindlichen, Merkwürdigkeiten berühmt ist. — Schon von Ferne sahen wir dieses riesenhafte Gebäude mit seiner stolzen Pyramide sich himmelan erheben. — So sehr ich auch eilte, so befahl ich doch meinen Trägern, mich nahe an diesem merkwürdigen Gebäude vorbeizutragen, damit ich es doch wenigstens flüchtig besehen könne, weil mein Zustand mir nicht erlaubte, es näher zu besichtigen, wie es früher mein Vorsatz war.

Gerade dem Tempel gegenüber liegt ein sehr schöner, ausgemauerter Teich, in welchem sich, als ich dahin kam, viele Menschen und an dem einen Ende ein Trüppchen Weibspersonen badeten. Ich nahm keine Notiz von denselben; denn meine Aufmerksamkeit war

ganz allein auf das alte, merkwürdige Gebäude gerichtet. Plötzlich hörte ich den lauten Schrei einer Weibsperson nicht weit von mir; die Stimme drang bis in mein Innerstes; sie schien mir bekannt zu seyn; ich sah mich sogleich um: Himmel, es war Mamia, die sich hier mit ihren Gesellschafterinnen gebadet hatte, und so eben erst aus dem Wasser gestiegen zu seyn schien; denn sie war noch in das Badehemde gehüllt!

Mein Herz zitterte vor Freude „Rakhu, rakhu!“ (Halt, halt!) schrie ich meinen Trägern zu, und ehe sie meinen Palankin auf die Erde niedergesetzt hatten, war ich schon aus demselben gesprungen, und lief auf das Mädchen zu, ohne mich um die zahlreichen Anwesenden, oder um meine Leute zu kümmern.

Da das arme Mädchen sah, daß ich mit einer Art von Wut auf sie loskam, so trat sie erschrocken einige Schritte zurück, und schien im Begriffe zu seyn, davon zu laufen. Dies brachte mich wieder zu mir selbst; denn sonst würde ich ihr wahrscheinlich ohne weiters um den Hals gefallen seyn.

„Mamia! rief ich laut aus, geliebte Mamia, seh ich Dich doch endlich wieder! Ach, wie oft habe ich „an dich gedacht!“ — Mehr konnte ich nicht sprechen. Die Thränen entstürzten meinen Augen, und ich blieb unbeweglich vor ihr stehen.

Sie selbst schien äußerst betroffen zu seyn; denn sie antwortete mir nicht, sondern legte bloß die Hand auf die Brust und verbeugte sich vor mir.

Wie schön war sie! Wie herrlich zeichnete das nasse, dicht anliegende Badehemde ihren schönen Wuchs aus! Ich stand mit offenem Munde da, und begaffte die Reize, die sich vor mir entwickelten.

Sie wurde dadurch beschämt, und sagte zu mir: „Aller Augen sind auf uns gerichtet, verlassen Sie mich „jetzt, mein Herr; Sie kehren ja doch wohl in jener Schul-„tri ein?" — Mit diesen Worten wandte sie sich von mir weg. Es war Zeit; denn so wenig neugierig auch die Hinduer sind, so erregte doch das Aufschreien des Mädchens, mein hastiger Sprung aus dem Palankin und die beträchtliche Zahl von Menschen, die mein Gefolge ausmachten, und jetzt alle stille standen und auf mich warteten, ein allgemeines Aufsehen.

Ich rief dem Mädchen nochmals mit flehender Stimme zu: „Ich spreche Dich doch noch, Mamia?" — Sie nikte freundlich mit dem Kopfe, und ich kehrte voll Freuden zu meinen Leuten zurück.

„In die Schultri!" rief ich meinen Trägern zu, als ich in den Palankin stieg, und einige derselben lächelten.

Ganz sicher mußte meine plötzliche Veränderung, der schnelle Uebergang von düsterer Melankolie zur heitersten Fröhlichkeit Allen sehr auffallen. Niemand schien aber mehr darüber verwundert zu seyn, als mein Freund Hu-au, welcher zu weit hinter mir zurück war, als daß er das Mädchen hätte erkennen können, dem ich entgegen sprang; auch war er Anfangs äußerst erschrocken; denn er glaubte nicht anders, als ich wolle mich in einem An-

falle von Verzweiflung in den Teich stürzen. Er ließ sich deßhalb in seinem Dulie neben meinen Palankin bringen, um mich über die Ursache dieses sonderbaren Vorfalls zu befragen; aber ich sagte ihm nichts weiter, als er würde in Kurzem Aufschluß darüber erhalten. — Wir kamen bald darauf in die Schultri, die ein sehr schönes, modernes Gebäude, von der geräumigsten Art solcher Herbergen war; denn es konnten sich wohl tausend Menschen bequem darin lagern.

Meine erste Sorge war nun, die Stelle aufzusuchen, welche die Sutredaris oder reisenden Tänzerinnen für sich gewählt hatten, und welche sowohl an ihren Lastthieren, als an den sie begleitenden Musikanten (Juntris) leicht zu erkennen waren; ich fand aber von allem dem nichts! Dies beunruhigte mich. Wo sollten sie denn wohl ihre Lagerstelle haben? — Ich befahl meinem Francisco, den Tänzerinnen aufzulauern, ihnen nachzuschleichen, wenn sie den Teich verlassen würden und mir dann anzuzeigen, wo sie sich gelagert hätten?

Ich setzte mich hierauf vor die Schultri hin, von wo aus ich in die Ferne sehen konnte, und überschaute zuweilen mit Hülfe meines Fernglases die umliegenden Gegenden; nur auf einen Augenblick ließ ich dann dasselbe auf die badenden Tänzerinnen fallen; denn lange durfte mein Blick nicht auf ihnen verweilen; da die Hinduer es äußerst niederträchtig finden, wenn man badende Weibspersonen neugierig und unverschämt beäugelt.

Mamia saß an dem Rande des Teiches, flocht ihre langen Haare, und schien sich mit einigen ihrer Gesellschafterinnen zu unterhalten, um zu warten, bis die Uebrigen auch aus dem Bade stiegen.

Mit Ungeduld harrete ich, bis sie mit ihrer Wiederankleidung fertig waren. Die Sonne war schon im Begriffe unter zu gehen, und ich sah mich in Gefahr, sie bei der Dunkelheit aus den Augen zu verlieren. — Endlich sah ich sie miteinander den Teich verlassen und den Weg nach der Schultri nehmen. Ich gieng, als ob es durch Zufall geschähe, auf eine Stelle, wo die Tänzerinnen dicht bei mir vorbei kommen mußten.

Warlich es war ein auserlesener Trupp von jungen wohlgewachsenen und schönen Mädchen; doch Mamia übertraf alle! Sie war so schön, so liebenswürdig! Mit ihrem Engelsgesichtchen, mit ihrem edeln Anstande und stolzen Gange glich sie einer von ihren Nymphen umgebenen Göttinn.

Francisco, der ihnen nachgegangen war, kam bald darauf, mir zu berichten, daß die Tänzerinnen mit den Musikanten ihr Lager in dem Lustwäldchen bei der Schultri aufgeschlagen hätten. Dies kam mir sonderbar vor. Wozu dies, da ja die Schultri geräumig genug, und noch wenig besetzt war?

Während ich darüber nachdachte, näherte sich mir die alte Daja, die, wie es schien, mit Vorbedacht hinter den Anderen zurück geblieben war.

„Ich

„Ich bringe Ihnen, mein Herr, — sagte sie „lächelnd — tausend Grüße (Salam's) von Mamia; „sie läßt Sie um Erlaubniß bitten, Sie zu bewillkommen, und sich nach Ihrer Gesundheit und Befinden zu „erkundigen.“ —

„Ata (Mutter) — antwortete ich, sagt, wenn es „Euch beliebt, der Ponneh (Jungfer), daß ich vor „Begierde brenne, ihre liebliche Stimme zu hören, und „mich mehr nach ihrer Gegenwart sehne, als der Sumi *) nach dem Regen; ich ersuche sie, so bald als mög„lich zu mir zu kommen; denn ich habe ihr vieles zu „sagen!“ — Mit diesem Auftrage gieng die Alte fort.

Da die Schultri, wie gesagt, eine der größten des Landes und nur von wenigen Reisenden besetzt war, so blieb überflüssig Raum für mich und die Meinigen übrig. Ich ließ einige brennende Lämpchen in die Nische stellen, und während meine Kuli's ihr Abendessen zubereiteten, und Kapt. Huau, wie gewöhnlich seinen Punsch machte, wartete ich mit klopfendem Herzen auf Mamia's Ankunft. — Endlich sah ich sie herbeikommen, des Wohlstands wegen in Gesellschaft der Daja.

*) Der Sumi ist ein großer Vogel, der wegen des Geräusches, das er im Fliegen macht, auch Chakrawakra (d. h. das knarrende Rad) genannt wird; er soll nach der Sage der Hinduer nichts anders trinken, als Regentropfen, die er in seinem Schnabel auffängt.

Der Verf.

Nach den gewöhnlichen Bewillkommungs-Komplimenten, bat ich beide, sich auf eine Matte gegen mich über zu setzen, und bot ihnen auf einem Schenkteller Betel und Areka mit Zugehör an.

Mamia blieb schweigend mit niedergeschlagenen Augen sitzen, und ihr hochwallender Busen verrieth, daß sie tief gerührt war. — Ich fieng also zuerst an zu reden.

„Freue dich, Mamia, Du bist gerächet! Zehnfach „bin ich für die Beleidigung bestraft, die ich Dir zu„fügte und für die schnöde Art, wie ich Deine mir an„gebotene Freundschaft verschmähte! O wie schnell bereute „ich meine Thorheit; noch an demselben Tage wollte ich Dich „um Verzeihung bitten; aber Dein zorniger Blick schröckte „mich zurück! In Ventapalam hoffte ich Dich wieder „zu treffen; aber vergebens durchsuchte ich alle Schultris „und die ganze Gegend umher. — O Mamia, Un„glück und Widerwärtigkeiten haben mich seither unab„lässig verfolgt!"

„Mein Herr!" antwortete sie mit einem ernsten Gesichte. — „Ich höre mit Erstaunen, daß Sie so viele „Unglücksfälle und Verdrüßlichkeiten auf Ihrer Reise ge„habt haben; ich kann Ihnen den Antheil, den ich daran „nehme, nicht mit Worten ausdrücken, und Sie wollen, „daß ich mich darüber freuen sollte, da es Ihnen übel „gieng? — Wie wenig kennen Sie mich! Ach, wenn „es in meiner Macht stände, sollten Sie immer glücklich „seyn! Entschuldigen Sie sich nicht so viel wegen des

„zurückgesandten Betels; der grausame Bidhata*) ist „allein Schuld daran; er hat auch dieses Herzeleid auf „meinen Kopf geschrieben. Ach, ich habe von meiner „frühesten Kindheit an, nichts als Unglück und Elend „ausgestanden! Wenn Sie's erlauben, so will ich Ihnen „in wenigen Worten meine Geschichte erzählen; vielleicht „gelingt es mir dadurch den niedrigen Begriff von mir zu „vermindern, den mein Stand Ihnen von mir giebt; „denn man urtheilt doch gewöhnlich nach dem Aeußerli„chen. — Sie werden mir wenigstens dann, wie ich „hoffe, Ihr Mitleiden nicht verweigern.“

„Ich bin,“ so erzählte sie nun**)“ aus dem Geschlechte „der Waitiwehn (Aerzte). Als ich noch nicht volle „acht Jahre alt war, verheurathete mich mein Vater — „eine Mutter hatte ich nicht mehr — an einen seiner „Freunde; dies war ein Mann, der viel älter war als „ich, und bald nach unserer Verheurathung starb; und „somit blieb ich Koriaraanro***). Vier Jahre darauf

*) Der Gott des Schicksals, der, nach dem Glauben der Hinduer, den Menschen, acht Tage nach ihrer Geburt, ihr Schicksal auf den Kopf schreibt.

Der Verf.

**) Diese Erzählung wird hier in der Uebersetzung ganz beibehalten, da sie ein Beitrag zur Schilderung der Sitten der Hinduer ist. Anm. des Ueb.

***) Nämlich eine Person, die Wittwe geworden ist, ehe sie mannbar war, folglich früher, als die Ehe vollzogen werden konnte. Eine solche Wittwe ist ein höchst unglückliches Geschöpf, denn man beobachtet ihren Lebenswandel strenger, als den einer Wittwe, die Kinder gehabt hat, und

„starb auch mein Vater. Ich hatte weder Brüder, noch
„nahe Blutsverwandte; ein entfernter Verwandter ward
„unser Erbe, und nahm mich zu sich. Dieser alte Geiz-
„hals gab mir kaum hinreichend Kleider zu meiner Be-
„deckung, und ließ mich an Allem Mangel leiden. Ich
„mußte hart arbeiten, und hatte weder bei Tag, noch
„bei Nacht, Ruhe. Länger, als ein Jahr konnte ich es
„nicht bei ihm aushalten; ich verließ einst Abends in der
„Verzweiflung sein Haus, mit dem festen Vorsatze, es
„nie wieder zu betreten."

„Ich hatte noch eine Muhme zu Tanschaur; diese
„beschloß ich aufzusuchen, und meine Zuflucht zu ihr zu
„nehmen. Ich lief die ganze Nacht und beinahe den gan-
„zen Tag hindurch fort, ohne auszuruhen, und ohne zu
„essen. Ich war dabei so schüchtern, daß ich mich kaum
„getraute, Jemanden nach dem Wege zu fragen. — End-
„lich mußte ich mich äußerst abgemattet, und vom Hun-
„ger gemartert, in einer Schultri niederlegen, wo ich laut
„weinte, und fest entschlossen war, daselbst zu sterben.
„Bald nachher kam diese gute Frau mit ihrer Gesellschaft
„in dieselbe Herberge; als sie mich sah, fragte sie mich
„mit so vieler Theilnahme nach der Ursache meiner
„Thränen, daß ich ihr sogleich meinen Zustand und mein
„Misgeschick schilderte. Sie hatte Mitleiden mit mir,
„reichte mir Speise, und bot mir den Eintritt in ihre
„Gesellschaft an, mit dem Versprechen, mich im Tanzen

ihr ganzes Leben hindurch muß sie die Dienstmagd des nächsten Verwandten seyn, dem sie zur Last fällt.

Der Verf.

„und Singen unterrichten zu lassen, und mir dann Klei-
„dung, Kost und meinen Antheil an dem Gewinne zu ge-
„ben, wie den Anderen.“ —

„Was sollte ich thun? Ich war noch sehr jung, hatte
„nirgends eine sichere Zuflucht, und war auch noch unge-
„wiß, ob man mich wohl in Tanschaur aufnehmen
„würde. Ich hatte bereits mit den Sutredaries ge-
„gessen; ihre Lebensart, die sie mir mit den reizendsten
„Farben schilderten, gefiel mir; ihre Zwanglosigkeit, der
„Ueberfluß, in welchem sie lebten, ihre schönen Kleider
„und Juweelen verführten mich, und ich trat willig in
„ihre Gesellschaft. Ich bin jetzt schon fünfzehen Monate
„in derselben, und noch nie hat es mich gereuet.
„Diese gute Frau, der wir alle angehören, liebt mich
„wie ihre eigene Tochter; ich werde in meinen Neigun-
„gen nicht gezwungen, und bin völlig Herr über meine
„Person; dies war eine meiner vorzüglichsten Bedin-
„gungen.“

„Es hat mir auch, wie Sie leicht denken können,
„nicht an Gelegenheit gefehlt, viel Geld mit Liebhabern
„zu gewinnen; ja es hieng nur von mir ab, in die Sen-
„ana (Serail oder richtiger Harem, Weiberhaus)
„eines Nabob zu kommen; aber ich bin zu stolz, mich
„gleich einer Auserie (Buhldirne) für Geld hinzuwer-
„fen, oder mich als Sclavinn behandeln zu lassen.“

Sie erzählte nun weiter *), wie sie als Tänzerinn
durch mein Benehmen, und durch die Auszeichnung, mit

*) Da die Fortsetzung dieser Erzählung nichts Besonderes ent-

der ich sie behandelte, für mich gewonnen worden sey. Sie hoffte in mir einen beständigen Liebhaber zu finden, da wir beide nach Madras giengen; aber wie sehr fand sie sich getäuscht und beleidigt, als ich ihr den Liebesbetel so schnöde zurücksandte; doch hatte sie mir nicht ganz Unrecht geben können, da ein solcher Antrag von einer gemeinen Tänzerinn gemacht, einen feinfühlenden Mann allerdings empören mußte; ja meine keusche Zurückhaltung vermehrte sogar ihre Achtung für mich. Doch hatte sie beschlossen, mich nie wieder zu sehen, um neuen Beschimpfungen von meiner Seite auszuweichen; sie hatte daher auch die Daja und die ganze Gesellschaft vermocht, daß man alle Orte vermied, wo man mich anzutreffen dachte, und daher verweilte man sich auch nicht in Ventapalam. — Die gute Mamia glaubte, mich schon vergessen zu haben, als sie vor vier Tagen Abends in einer Schultri einen Pandarom erzählen hörte, es sey kürzlich ein Wellekaren (Europäer) von einer Schlange gebissen worden, und daran gestorben. Er bezeichnete den Unglücklichen und seinen Palankin so genau, daß Mamia mich leicht daran erkennen konnte. Sie fiel vor Schrecken beinahe in Ohnmacht, und fühlte nun erst, daß ihr Herz für mich noch nicht verschlossen war. Als sie mich daher diesen Abend in dem Palankin daher kommen sah, glaubte sie, meinen Geist zu sehen, und

hält, was zur Schilderung der Sitten der Hinduer gehört, so fahren wir nicht weiter fort, das Mädchen selbst reden zu lassen, sondern theilen hier nur den Hauptinhalt ihrer Rede mit. Der Ueb.

schrie daher laut auf. Da sie mich aber jetzt lebendig und gesund sahe, so freute sie sich herzlich darüber.

Ich entdeckte ihr nun, daß der Pandarom (den sie einen Lügner schalt) nicht so ganz Unrecht gehabt habe; daß ich nicht gesund sey, wie sie an meinem eingefallenen Gesichte und an meiner abgezehrten Gestalt sehen könne, sondern daß ich wirklich von einer Schlange gebissen worden, und noch nicht außer Gefahr sey. Ich erzählte ihr meine ganze Begebenheit von der Brillenschlange an, bis zu dem Bisse, den ich zu Karrakudre erhalten, und dessen Folgen. Ich that es vorsätzlich, um zu sehen, welchen Eindruck es auf sie machen würde.

Statt dadurch von mir abgewendet zu werden, nahm die gute Mamia den innigsten Antheil an meinem Unglücke, beklagte mich mit thränenden Augen und gab, zu meiner größten Verwunderung, nicht eher nach, als bis ich ihr die hochgeschwollene Hand und den verwundeten Finger wies. Sonst haben die Hinduerinnen den größten Abscheu vor einem solchen Anblicke.

Sie schrie laut auf, als sie meine schröcklich aussehende Hand erblickte, und wollte sogleich in Begleitung von einem ihrer Musikanten und einem meiner Träger in das, eine Stunde von da entlegene Dorf, Panepetteh laufen, um einen Waitium herbeizuholen, von welchem sie, wobei sie sich auf das Zeugniß der Daja und ihrer Gefährtinnen berief, als die Gesellschaft kürzlich daselbst bei einer Hochzeit tanzte, Wunderdinge gehört habe; ja sie versicherte, der Mann sey ein Guneh-Schagor

(d. h Ocean von Gelehrsamkeit) zu dem man von weither komme, um sich bei ihm Raths zu erholen. —

Dieses edelmüthige Anerbieten, das sie dringendst wiederholte, lockte mir Thränen in die Augen; ich mußte es aber ausschlagen, da ich entschlossen war, mich keines Arztes zu bedienen, ehe ich nach Madras käme. Da sie endlich sah, daß alle ihre Mühe vergeblich war, mich zu der Annahme ihres Vorschlags zu bewegen, so erbot sie sich, mir selbst eine Salbe zu bereiten, die sie von ihrem Vater erlernt habe, der auch ein geschickter Waitium gewesen sey, und die immer bei Schlangenbissen große Dienste geleistet habe. Dies ließ ich mir eher gefallen, da ich dachte, es sey an meiner Hand doch nichts mehr zu verderben, und da ich das gutherzige Geschöpf nicht ganz vor den Kopf stoßen wollte.

Freudig sprang Mamia jetzt auf, und eilte davon, indem sie sagte, sie wolle die nöthigen Ingredienzen zu der Salbe herbeischaffen. — Ich bat die Daja während ihrer Abwesenheit bei mir zu bleiben, und mir Gesellschaft zu leisten. Sie that es, und sagte mir inzwischen ungemein viel Gutes von ihrer Putri (Tochter); denn so nannte sie sie immer, und versicherte mich, daß sie vorher noch nie Umgang mit Mannspersonen gehabt habe. Dabei bedauerte sie, daß ich jetzt sobald abreisen und das Mädchen wieder vergessen würde, das nun mit so inniger Liebe an mir zu hängen schien, und die mein Andenken nicht so bald aus ihrem Herzen verlieren würde.

Ich beruhigte sie hierüber, indem ich sie aufrichtig versicherte, daß ich die gute Mamia nicht verlassen würde; denn mein Herz hieng schon zu fest gefesselt an ihr, als daß ich es wieder hätte losreißen können.

Es war noch keine halbe Stunde verflossen, so kam Mamia schon wieder herbei gesprungen. Freude und Zufriedenheit glänzten in ihren Augen.

„Gott sey Dank!" rief sie frohlockend aus — ich habe „auf dem Basar (Kaufhofe) Alles gefunden, was ich zu „der Servai (Salbe) nöthig hatte, und meine Gefähr„tinnen haben mir bei der Verfertigung derselben ge„holfen!" —

Nun mußte ich meine Hand entblößen, denn Mamia wollte durchaus mir selbst die Salbe, welche von blauer Farbe war und einen aromatischen Geruch hatte, auflegen; ich wollte es Anfangs nicht zugeben, da ich wußte, wie groß der Abscheu der Hinduerinnen vor aller Unreinlichkeit ist *); aber sie that es nicht anders, und schien selbst ein Vergnügen daran zu finden, mir einen Dienst zu leisten, den eine Andere mit Ekel würde ab-

*) Die Hinduer sind überhaupt so reinlich, daß sie sogleich Hände und Füße waschen, wenn sie auch nur den geringsten Unflat berührt haben. Sie stecken nie einen Finger in den Mund, berühren nie ihren Speichel oder irgend einen andern Auswurf ihres Körpers; noch weniger reinigen, waschen oder verbinden sie die Wunde eines Andern, wenn es nicht ihr Beruf erfordert, und besonders nicht, wenn es Jemanden betrift, der aus einer geringern Kaste ist. Der Verf.

geschlagen haben. Einem Europäer eine Wunde zu verbinden, das wäre von jeder andern Hinduerin zu viel gefordert gewesen, besonders, da wir noch nicht näher mit einander bekannt waren. Ich erstaunte nicht weniger darüber, als Kapt. Huau, der mit Verwunderung zusah. Aber Alles dieses that die gute Mamia aus reiner, herzlicher Zuneigung; die häßliche, stinkende Wunde erweckte ihr nicht den mindesten Ekel, und sie gieng damit um, als ob es ihre Schuldigkeit wäre. Man hätte sie sehen sollen, mit welcher Aengstlichkeit sie dabei zu Werke gieng, um mir ja nicht wehe zu thun, und welcher Ausdruck von Zärtlichkeit und Mitleiden sich in ihrem Engelsgesichtchen malte; sie saß dabei dicht vor mir; die Daja leuchtete dazu; und als sie sich vorwärts bog, um desto genauer zu sehen, da konnte ich mich nicht enthalten, einen feurigen Kuß auf ihre Stirne zu drücken. Sie lächelte dann freundlich zu mir auf.

Wie schön, wie liebenswürdig erschien sie mir in diesen Augenblicken! Wann sie den Mund öffnete, wehte mich ein Hauch voll süßen Wohlgeruchs an. — Verschwunden waren jetzt bei mir alle Bedenklichkeiten, alle Zweifel in die Reinheit und Aufrichtigkeit ihrer Liebe! —

Nachdem sie dieses widerliche Geschäft verrichtet hatte, setzte sie sich wieder auf ihre vorige Stelle, und sagte: „Mein Herr, dies war wohl der erste und letzte Dienst, „den ich Ihnen leisten konnte. Da Sie nicht nach Pane„petteh gehen wollen, so rathe ich Ihnen selbst, eiligst

„sich nach Madras zu begeben, um sich vollends kuriren „zu lassen. Sollte, wie ich nicht zweifle, diese Salbe einige Linderung gewähren, so bitte ich Sie, sich zuweilen meiner zu erinnern; denn wir werden einander doch „nicht wiedersehen!" — Als sie dies gesagt hatte, schlug sie die Augen nieder, Traurigkeit überzog mit Einem Male ihr freundliches Gesicht, und ich sah Thränen in großen Tropfen über ihre Wangen herabrollen.

„Wie, Mamia!" — rief ich verwundert aus — „was willst Du damit sagen? Warum sollten wir uns „nicht wieder sehen?"

Sie erklärte mir nun, daß sie es deswegen befürchte, weil Madras eine so große und volkreiche Stadt sey, in welcher weder sie noch die Daja jemals gewesen, daß sie dort keine Hoffnung hätte, mich in dem Menschengewühle wieder zu finden, oder mich ausfragen zu können; auch würde ich dann eine gemeine Sutredarie bald wieder vergessen haben.

„Nein, Mamia!" — rief ich äußerst gerührt aus. — „Du hast das nicht zu befürchten!" — Und nun entwickelte ich ihr die Gefühle meiner Liebe und Dankbarkeit für das, was sie an mir, als einem Fremdlinge gethan habe, und versicherte sie aufs heiligste, daß ich sie nicht nur nie vergessen, sondern daß ich ihr auch mit unverbrüchlicher Liebe zugethan bleiben würde, da sie eine Person sey, die in Hinsicht ihrer Schönheit und vortrefflichen Charakters wenige ihres gleichen habe, und die ich einer Begum (Prinzessin) gleich ehre. Ich

versprach ihr zugleich dafür zu sorgen, daß sie mich in Madras wiederfinden könne, indem ich sie an einen dortigen Freund addressiren wolle, der als ein Mann von Ansehen in der ganzen Stadt bekannt sey, und ihr in Rücksicht meiner alle Dienstleistung erweisen werde.

Ich schrieb daher auch sogleich auf eine Ola,*) in Malabarscher Sprache und mit Malabarschen Schriftzeichen meinen Namen, den meines Freundes Frank zu Madras, so wie die Namen einiger anderer Freunde mit Angabe ihrer Wohnungen, im Falle Hr. Frank todt oder abwesend wäre; ja ich schrieb auch darauf, damit sie mich ja nicht verfehlen könne, die Orte, wohin ich gewöhnlich des Abends spazieren gieng; den Gasthof, den ich zuweilen besuchen würde, und den Teich, in welchem ich Willens war, mich nach meiner Gewohnheit, Morgens und Abends zu baden. — Dieses Blatt übergab ich ihr.

Auch fragte ich die Daja, in welchem Stadttheile von Madras sie herbergen wolle? — Da sie aber in dieser Stadt völlig unbekannt war, und folglich nicht zum voraus bestimmen konnte, wohin sie sich wenden würde; so wies ich ihr einen guten Ort dazu an, und rieth ihr, ein ganzes Häuschen für sich und ihre Gesellschaft zu miethen; wozu sie auch Lust hatte, da sie einige Zeit in Ma-

*) Ola heißt ein getrocknetes Palmblatt, auf welches die Malabaren statt des Papiers mit einem eisernen Griffel zu schreiben pflegen. Der Verf.

bras sich aufzuhalten gedachte. — Diese Zusicherungen und Beweise von Liebe und Aufrichtigkeit beruhigten die gute Mamia wieder völlig.

Inzwischen kam Francisco und sagte mir in hindustanischer Sprache, das Nachtessen sey bereit. Ohne Zweifel verstand es die Daja; denn sie flüsterte der Mamia ein Paar Worte ins Ohr, und beide standen sogleich auf, und baten mich um Erlaubniß, ihren Abschied zu nehmen.

Da ich aber, wie leicht zu denken, nicht die mindeste Eßlust hatte, so überließ ich die zubereitete Mahlzeit dem Kapt. Huau, befahl meinen Kuli's unterdessen einzupacken, und bat Mamia mir zu gestatten, daß ich sie zu ihren Gefährtinnen zurückgeleitete. Sie willigte ein, und wir verließen die Schultri.

Langsam wandelten wir durch das Wäldchen, bis wir die Feuer auf der Lagerstelle der Sutredaries erblickten. Hier wollte ich Abschied nehmen; es war ein ungemein schöner Abend; ein liebliches Lüftchen, das die zurückgebliebene Hitze des Tages abkühlte, raschelte durch die Blätter; auf allen Seiten verbreiteten Pflanzen und Früchte ihre Wohlgerüche; das einförmige Gezirpe der Grillen, das wohltönende Flöten der Mynkurvim, die an dem Rande des Teiches, der sich auch in diesem Lustwalde (wie in jedem andern, in welchem Fruchtbäume stehen) befand, ihren Gatten von Zeit zu Zeit zuriefen; der silberhelle Mond, der hie und da durch einige Oeffnungen in dem grünen Laubgewölbe flimmerte und die Schatten

der Zweige, die auf dem weißen Sande hüpften; Alles dieses zusammengenommen athmete eine sanfte, süße Wonne.

Ich bat Mamia, sich noch ein wenig mit mir niederzusetzen, da ich dachte, meine Leute würden noch nicht mit den Vorkehrungen zur Reise fertig seyn, und folglich würde ich noch einige Augenblicke verweilen können. — Wir setzten uns, und die Daja entfernte sich, um uns allein zu lassen; aber kaum mochte sie einige Schritte gethan haben, als ein Flintenschuß fiel; dies war das Zeichen, womit Kapt. Huau mir zu wissen that, daß Alles zur Abreise bereit sey.

Nun war also der Augenblick der Trennung gekommen. Mamia weinte bitterlich und verfiel in einen solchen Trübsinn, daß ich dadurch sehr in Verlegenheit gerieth. Gerne hätte ich sie mit mir genommen; ich dachte einen Augenblick darüber nach; aber da es zu lange gedauert haben würde, bis ich einen Palankin oder Dulie nebst Trägern für sie gefunden hätte, und da ich nicht wußte, wo ich sie bei meiner Ankunft in Madras sogleich unterbringeu sollte, so mußte ich sie inzwischen, so wehe es mir auch hat, bei ihrer Gesellschaft zurücklassen.

Ich tröstete sie indessen so viel möglich; die Daja stand mir hierin bei, und es gelang uns, sie so ziemlich zu beruhigen. — Ich dankte der Alten für ihre Mühe, und wollte ihr einige Pagoden geben, damit sie in der Zwischenzeit desto besser für das Mädchen sorgte; aber zu meinem Erstaunen nahm sie nichts an, indem

sie sagte, sie lasse sich ihre Sorge für das liebe Kind nicht bezahlen.

Wir nahmen nun den zärtlichsten Abschied von einander, und ich eilte mit gepreßtem Herzen in die Schultri zurück, wo schon Alles zur Abreise bereit war; die Fackeln wurden angezündet, und nun gieng es vorwärts. Ich blickte nochmals nach dem Wäldchen zurück; da standen Mamia und die Daja nahe bei mir hinter einem Baume; ich winkte ihnen nochmals mit dem Schnupftuche ein Lebewohl zu, und so verlor ich sie aus den Augen. — Ich ließ die Palankindecke fallen, und legte mich zur Ruhe, nachdem ich vorher noch meinem Reisegefährten eine gute Nacht gewünscht hatte. Aber ich konnte nicht einschlafen; die Geschichte dieses Abends beschäftigte alle meine Gedanken; sie kam mir immer noch wie ein Traum vor, und doch war mein Herz voll von Mamia! — Erst nachdem ich lange Zeit über diesen Vorfall nachgedacht, Alles erwogen und den Entschluß gefaßt hatte, die gute Mamia zu der Gesellschafterin meines Lebens zu machen, verfiel ich in Schlaf *).

Ich schlief auch ruhig die ganze Nacht hindurch, und wachte nur ein einziges Mal auf, woran aber bloß das Schwanken des Palankin's und das Geräusch des

*) Damit unsere teutschen Leser nicht ebenfalls darüber einschlafen, sind die verliebten Reflexionen unsers Verf., womit er über sieben ganze Seiten anfüllt, in dieser Uebersetzung weggelassen worden.

Anm. des Ueb.

Wassers Schuld war, als meine Kuli's mich durch einen schnellfließenden Fluß, Penna genannt, trugen, der aber in dieser Jahreszeit durchzuwaten ist. — Ich schlief jedoch wieder ein, und erwachte nicht eher, als bis meine Leute den Palankin niedersetzten, und mir zuriefen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch und vergoldete mit ihren Stralen die dunkelblauen Wogen des Meeres, das wir ein Paar Meilen von uns entfernt sahen.

Wir befanden uns an dem Ufer des breiten Flusses Sanga; gegen uns über lag das schöne und große Dorf Gondur. Zwischen hübschen Baumgruppen und Gebüschen erhoben sich einige ansehnliche Tempel, von welchen einer eine hohe, mit Kalk blendend weiß getünchte Pyramide hatte, die in den Sonnenstrahlen wie ein Spiegel glänzte. — Wir fanden sehr bald Sangaries, die uns hinüber führten. Eine Schultri stand am Ufer, und ich befahl, Troz meines frühern Vorsatzes, in derselben einzukehren, theils weil die Ursachen nicht mehr vorhanden waren, die mich zu jenem Entschlusse gebracht hatten, theils weil der Aufenthalt in offenen Gehölzen mit so mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft ist.

Mein dikgeschwollener Finger war seit meiner Abreise von Tschakoldinda ganz leblos und ohne Empfindung gewesen; wie sehr erstaunte ich jetzt, als ich bei dem Erwachen wieder Schmerzen an demselben empfand, und noch mehr, als ich sogleich nach unserer

An-

Ankunft in der Herberge das Pflaster, das mir Mamia aufgelegt hatte, abnahm und fand, daß die Wunde stark eiterte und daß ich in dem ganzen Finger wieder Wärme und Gefühl hatte.

Wie froh war ich jetzt, daß ich nicht, wie ich Anfangs Willens war, den Ueberrest der Salbe, den mir das gute Kind sorgfältig in ein Betelblatt gewickelt hatte, weggeworfen, sondern aufbewahrt hatte! Denn ich hatte mir dieses Pflaster nur aus Gefälligkeit gegen das liebe Mädchen auflegen lassen, ohne einiges Zutrauen in seine Heilkräfte zu haben!

Ich dankte der liebenswürdigen Mamia in meinem Herzen für diesen mir geleisteten Dienst, denn dadurch hatte sie mich nun von der Furcht befreit, meine Hand zu verlieren, und ich lebte jetzt der tröstlichen Hoffnung, meinen Finger noch ganz bis nach Madras zu bringen, wo wir in zwei Tagen einzutreffen gedachten.

Wir hielten uns hier nicht länger auf, als es nöthig war, das Frühstück zu verzehren; in einer andern Lage würde ich gerne in dem Dorfe herumgewandelt seyn, um es näher zu besehen. Jetzt aber war mir nur ein Ueberblick desselben vergönnt. — Es ist ein großes, schönes, ungemein angenehm gelegenes Dorf. — Auf dem schnellfließenden Sanga lagen eine Menge kleiner Kähne zum Spazierenfahren, und der Gesang der fröhlichen Makuas (Fischer) wiederhallte von den hohen Bäumen, mit welchen das weißschimmernde Ufer besetzt war. — Das ganze Dorf schien wie begraben

zu seyn in Wäldchen, Gebüsche, Baumgärten und Alleen. Es hatte, wie mir einer der Einwohner berichtete, acht Betel-, drei Limonien-, zwölf Kurkuma-Gärten, zehen Tamarinden und verschiedene Palm-, Kokos-, und Jakka-Wäldchen, viele Baumgärten, zwanzig Brunnen und zwei große Teiche, von welchen der eine ausgemauert, und mit schönen Bäumen umgeben war; ferner sind hier drei Schultris, vier, verschiedenen Gottheiten geweihte Tempel und eine muhammedanische Moschee. Auch soll das Dorf sehr volkreich seyn.

Um sieben Uhr verließen wir das Dorf, kamen trockenen Fußes über ein Paar Seitenzweige der Sanga, und sahen dann bei einem der Dörfer, an welchen wir vorbeizogen, die Ruinen eines hinduischen Kastells.

Gegen Mittag kamen wir an den ziemlich breiten Fluß Surdjamakie, der die Provinzen Selkur und Kareer von einander scheidet. Wir fuhren wieder in Sangaries über denselben, und hielten eine halbe Stunde weiterhin in dem Dorfe Jakasurpalam stille, um unser Mittagessen zu verzehren.

Die Schultri dieses Dorfs lag an der Straße; sie war reinlich und beinahe noch neu, aber klein; zum Glücke waren wenig Reisende darin; zwei Seiten derselben waren leer. Meine Leute besetzten die eine, und mein Freund nahm die andere ein.

Kaum aber hatten wir unsre Stellen eingenommen, als einer von meinen Kuli's mir zurief „Munu Palaka, Aya!“ (Drei Palankine, mein Herr!) — Wirk-

lich sahen wir auch von ferne drei Palankine mit einer großen Menge von Kuli's und Gepäcke herankommen und wir durften nicht zweifeln, daß sie nicht in dieser Schultri einkehren würden, denn es war nur noch eine Trivasel in dem Dorfe. Ich vermuthete, daß es Engländer wären, und da ich mit diesen Herren, deren brutalen Uebermuth ich kannte, nicht in Kollision kommen, noch mich ihren Beschimpfungen aussetzen wollte, so machte ich ihnen freiwillig Platz und zog mit Sack und Pack auf die andere Seite der Herberge, um ihnen die, welche ich eingenommen hatte, ganz leer zu lassen, und lagerte mich nun bei einigen Hinduern.

Ich hatte mich nicht geirrt, es waren zwei Engländer in den beiden ersten Palankins und im dritten ihr Dobasch oder Haushofmeister. — Ich trug einem meiner Kuli's auf, sich mit den Neuangekommenen in ein Gespräch einzulassen, um zu erforschen, wer diese Leute wären. Ich erfuhr sogleich, zu meiner Verwunderung, daß es der neue Gouverneur von Masulipatnam, Herr Harcley, wäre, nach welchem General Clinton mich befragte, als ich an seiner Raubhorde vorbeizog.

Bald nachher kam dieser Herr Harcley selbst zu mir, grüßte mich sehr höflich, fragte mich, was ich für ein Landsmann wäre, und ob ich Englisch spräche? So bald ich ihn hierüber befriedigt hatte, bat er sich die Ehre meiner Gesellschaft aus, um ein

Glas Maderawein mit ihm zu trinken, und ein Stück kalten Braten zu verzehren. Er hatte durch seinen Dobasch erfahren, daß ich von Masulipatnam kam und da er daselbst Gouverneur werden sollte, so wollte er einige Erkundigungen über diesen Ort und seine Einwohner von mir einziehen.

Ich entschuldigte mich aber damit, daß ich mich nur wenige Wochen in Masulipatnam aufgehalten und die Hälfte der Zeit wegen der großen Hitze zu Hause zugebracht habe; daß auch meine Geschäfte mir keine Zeit gelassen hätten, mich um politische Gegenstände zu bekümmern.

Auf diese Weise hoffte ich mich von ihm loszuwinden; aber er nöthigte dennoch mich und meinen Reisegefährten, ihm Gesellschaft zu leisten, und, ich muß es gestehen, er überhäufte uns mit Höflichkeiten und unterhielt uns sehr gut. Er war auch offenherzig genug, mir zu entdecken, daß man ihn aus England hieher geschickt habe, damit er seine in Verfall gerathenen Vermögensumstände wieder herstellen, und sich Reichthümer erwerben könne; denn sein Vater, ein Parlamentsglied, (so bekannte er mir ohne Scheu) habe sich durch das Spiel zu Grunde gerichtet, und würde wohl selbst nach Indien gegangen seyn, um sich von daher einige Plumbs*) zu hoh-

*) Plumb nennen die Engländer eine Summe von 100,000 Pfund Sterling.

Der Verf.

len, wenn es sein Gesundheitszustand gestattet hätte. — Er hoffte nun an seines Vaters Stelle, diesen Zweck zu erreichen; denn das Glück begünstigte ihn; er war jetzt erst acht Monate in Indien, und schon war es ihm gelungen, eine der besten Gouverneursstellen auf dieser Küste zu erhaschen, und seine Freunde zu Madras, ja der dortige Gouverneur selbst, hatten ihn versichert, daß er im Stande seyn würde, an dieser Stelle innerhalb fünf Jahren so viel Geld zusammen zu scharren, um dann davon in England lebenslänglich, als ein Edelmann leben zu können. Man hatte ihm zwar schon zu Madras einige Lehren und Anweisungen ertheilt, wie er am leichtesten und schnellsten zu diesem Zwecke gelangen könne; da er aber weder die Landessprache verstand, noch mit den Sitten der Einwohner bekannt, auch sein Vorgänger, der ihm hierin hätte gute Erläuterungen geben können, todt war, so befürchtete er, es möchte doch zu lange dauern, bis er selbst die Quellen auffände, aus welchen der verstorbene Gouverneur die von ihm hinterlassenen Schätze geschöpft habe.

Ein Mann wie ich, der die Landessprache verstand — er hatte mich mit meinen Kuli's reden gehört — der sich durch seinen langen Aufenthalt in Indien so viele Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt hatte, mußte ihm höchst willkommen seyn. Er bot mir deswegen Dienste bei ihm und eine schöne Besoldung an, ja er versprach, wenn ich mit ihm nach Masulipatnam zurückkehren wollte, mir noch oben drein die Stelle des kürzlich

verstorbenen Unter-Steuereinnehmers *) zu übertragen, und mir überhaupt dazu zu verhelfen, daß ich in wenig Jahren ein hübsches Vermögen erwerben könnte, um dann als reicher Mann mit ihm nach Europa zurückzukehren. Er eröffnete mir hierbei, daß er den Befehl bei sich habe, den Hinduern, welche ihre Steuern nicht bezahlen könnten, keine achttägige Frist mehr zu gestatten, wie bisher, sondern sogleich sie zu exequiren. — Ich erschrak nicht wenig darüber; denn die armen Hinduer sind ohnehin schwer genug mit zahllosen Abgaben belastet!

Ich wies mit aller Höflichkeit diese lockenden Anerbietungen ab, unter dem Vorwande, daß meine Geschäfte in Madras so dringend meine persönliche Gegenwart erforderten, daß ich für den Augenblick von seiner Gütigkeit, für die ich herzlichst dankte, keinen Gebrauch machen könnte. Ich hatte mir auch bereits durch den Handel ein Kapitälchen erworben, das hinreichte, mich in den Stand zu setzen, in meinem Vaterlande, wo nicht als Edelmann, doch als rechtlicher Bürger zu leben. Ich sagte ihm dieses, um von ihm loszukommen.

Er und sein Reisegesellschafter machten noch einige Versuche mich zu gewinnen; da sie aber sahen, daß ich

*) Ein solcher Unter-Steuereinnehmer muß ein Europäer seyn, der die Landessprache versteht, und der dann zu den bestimmten Zeiten mit seinen Bedienten bei den Landeseinwohnern umherläuft, um die Steuern einzutreiben.
Der Verf.

bei meiner Weigerung verharrte, so drangen sie nicht weiter in mich.

Bei der Abreise rief mir Herr Harcley noch aus seinem Palankin zu, daß, wann ich in der Folge mich eines Andern besinnen würde, ich unverzüglich, und ohne ihm vorher zu schreiben, zu ihm nach Masulipatnam kommen sollte! —

Fünfter Abschnitt.

Etwas über die Beamten der Englischen Handelsgesellschaft in Indien. — Abermalige Vergiftung. — Meister Pankrazius Haringa Meppe und seine Amtsgenossen in Indien. — Abreise von Palliakatta und Nachricht von diesem Orte.

„Da für bewahre mich der Himmel!“ — sagte ich, als ich jenen Zuruf hörte, zu meinem Reisegefährten, welcher mich tadelte, daß ich eine so schöne Gelegenheit, mein Glück zu machen, ausschlug. Doch, dies war nicht das erste Mal; ich hatte früher eine weit bessere Stelle ausgeschlagen, die Lord Macartney mir anbot.

Die Stelle eines Unter-Steuereinnehmers würde ich nie und unter keinerlei Bedingungen angenommen haben; denn, wie wäre es mir möglich gewesen, der Plagegeist armer Landleute zu werden, die oft unvermögend sind, die ihnen aufgelegten schweren Abgaben zu bezahlen, und wie sollte ich vollends im Stande gewesen seyn, die Unglücklichen auszupfänden, deren ganzes Vermögen oft bloß in ihrer armseligen Strohhütte, in einer Matte,

auf welcher sie sitzen und schlafen, in ein Paar Töpfen zum Kochen, in einem Lappen Kattun, den sie statt aller Kleidung um die Lenden wickeln, und in einer Kiste besteht! Haben sie Vieh, so muß dieses in Beschlag genommen werden, wo nicht, so werden die Kinder, oft auch die Mutter, ja zuweilen die ganze Familie mit einander in die Sclaverei verkauft. — Pfui! Ich kann ohne Schaudern nicht daran denken!

Mit einem Herzen voll Betrübniß und Unmuth sah' ich dem Zuge dieses ausgehungerten Geiers nach, der nun hingieng, um sich, nach dem Beispiele seines Vorgängers mit dem Schweiße und Blute der armen Bewohner des Gebietes von Masulipatnam zu mästen! —

Solches Gesindel *) wird alljährlich zu Hunderten nach Indien geschickt, vorsätzlich dahin geschickt, um die guten, sanftmüthigen, bedauernswürdigen Hinduer auszuplündern und auszusaugen! — Welche Barbarei!

Die Erpressungen hören gar nicht auf; denn so, wie sich einer von den Blutigeln voll gesogen hat, und gesättigt davon kriecht, tritt ein Anderer an seine Stelle; es ist eine unaufhörliche Abwechselung, eine immerwährende Ebbe und Flut von Glücksrittern und Abentheurern. — Kaum sind einige solcher Harpyen mit Schätzen beladen in ihr Vaterland zurückgekehrt, oder Andere mitten in ihrer saubern Räuberei von dem Tode weggerafft worden; so

*) Der Verf. sagt Gespuis; der Uebersetzer hat demnach den Ausdruck nicht verstärkt. Der Ueb.

sind bereits wieder neue Schiffsladungen von ausgehungerten Wölfen mit mancherlei Titteln und Benennungen versehen, unter Wegs, um die Lücken auszufüllen. — Auch wimmelt es in den brittischen Besitzungen in Indien von müssig umhergehenden Kaufleuten, Unterkaufleuten, und wie sie alle heißen mögen, welche auf den Tod eines angestellten Beamten lauern, wie die Raben auf ein krankes Vieh. — Meistens sind dies Leute, die in Europa Taugenichtse waren, die nichts gelernt haben, und keine andre Verdienste besitzen, als gute Empfehlungen und Addressen, mit welchen sie so lange sich bei ihren Gönnern durch Kriechereien einschmeicheln, bis sie ein Aemtchen erhascht haben. — Mit solchen Menschen werden dann die Stellen der Schreiber, Aufseher, Verwalter, Faktore u. s. w. der geringeren Handelslogen besetzt. Die Oberbefehlshaber und Räthe der beträchtlichern Niederlassungen erhalten ihre Ernennung unmittelbar aus Europa. Man darf aber deswegen nicht denken, daß diese Leute von besserm Schlage seyen, und daß man zu solchen Stellen Männer auswähle, welche sich durch Talente, hervorstechende gute Eigenschaften, Menschenliebe, oder genauere Kenntniß dieser Länder und Völker, so wie der Angelegenheiten der Handelsgesellschaft auszeichnen; ach nein! Auf Alles dieses nimmt man keine Rücksicht. Wenn ein Beamter nur nach dem alten Schlendrian die Geschäfte zu führen weiß, so ist Alles gut, und dies lernen sie von einander wie das A. B. C. Das Hauptgeschäft der Beamten besteht darin, daß sie die Landeseinwohner im Zaum halten, darüber wachen, daß sie das aufgelegte drükkende Joch nicht abschütteln, und sie hindern, die Köpfe

aus dem Staube zu erheben, in den man sie niedergebeugt hat. Dieses zu versehen, denkt man, ist ein Leichtes, und um über solche Völker zu herrschen, dazu hält man jeden Europäer für gut genug. Man ist daher auch nicht in Verlegenheit, wann die wichtigsten Stellen zu besetzen sind.

Aufgeblasen von Eigenliebe und Stolz, beseelt von Geldgierde und Herrschsucht, und voll Vorurtheile gegen das Land und Volk, das er als Statthalter regieren soll, verläßt ein solcher angehender Despot sein Vaterland. Er nimmt gewöhnlich einen Trupp junger Gäste mit, Söhne oder nahe Anverwandte seiner Gönner, oder derjenigen, die ihm zu seiner Stelle verholfen haben, um sie sobald als möglich mit Reichthümern beladen, wieder nach Haus zurückzuschicken. — Mit welchem Prunk und Aufwand wird dann ein solcher Mann in seiner Statthalterschaft, gleich einem Monarchen empfangen! — Alles huldigt ihm, Alles kriecht vor ihm, Alles bezeugt ihm die tiefste Unterwürfigkeit; ja man verehrt ihn beinahe wie einen Gott. Man überströmt ihn mit Lobsprüchen und Schmeicheleien, um sich in seine Gunst einzuschleichen. Noch weniger werden Geschenke vergessen; denn Geld ist in Indien der erste Abgott der Europäer, und Niemand getraut sich, einem so vielvermögenden Herrn mit leeren Händen zu nähern. Die Befriedigung seiner Wünsche lacht ihm von allen Seiten entgegen! —

Doch, dies ist noch nichts, gegen die Goldquellen, die ihm während seiner Regierung zu Gebote stehen!

Da ist ihm Alles zinsbar; von Allem zieht er einen Antheil am Gewinne; Alles weiß er zu seinem Vortheile zu lenken. — Welche erstaunliche Summen zieht er nicht von den höheren Beamten, die ihre Beute mit ihm theilen, damit er sie in ihrem Raubgeschäfte nicht störe! Wie theuer verkauft er nicht alle erledigte Bedienungen! Und wie zahlreich und einträglich sind ihm nicht die Erpressungen aller Art, die er an den armen Hinduern verübt! — Gelingt es ihm auf diese Weise nicht schnell genug sich zu bereichern, o so weiß ein englischer Gouverneur sogleich Rath zu schaffen; er überfällt mit seinen Truppen ein Paar Städte, um sie auszuplündern; oder er unternimmt wohl gar einen Raubzug durch ganze Länder, ihre Fürsten mögen feindselig gesinnt, oder neutral, oder gar Bundsgenossen der Britten seyn; dies hindert ihn nicht; denn er weiß immer mit seinen Räthen einen Vorwand zum Streite auszusinnen.

Dazu kömmt dann noch das, was ein solcher Statthalter der Kompagnie abstiehlt; was er sich durch Alleinhandel mit den nöthigsten Handelsartikeln, ja sogar mit Lebensmitteln erwirbt u. s. w. — Ich bin nicht im Stande hier alle die zahllosen Mittel herzunennen, die einem solchen Tirannen und seinen Gehülfen zu ihrer Bereicherung zu Gebote stehen. Die Schelmstreiche eines Cartouche sind nur Kinderspiele gegen die Diebereien und Betrügereien, die hier verübt werden!

Es ist daher kein Wunder, daß solche Beamte in wenigen Jahren schon wieder, und ehe man daran dachte,

nach Europa zurückreisen! Sie haben sich vollgesogen. — Andere, deren Golddurst unersättlich ist, bleiben auf ihren bereichernden Stellen, bis ein Befehl der Direktoren oder der Tod sie abruft, um Anderen Platz zu machen, die sogleich bereit sind, in die Fußstapfen ihrer Vorgänger zu treten.

Vergebens hofft das unglückliche Volk bei jedem Regierungs-Antritt eines neuen General-Gouverneurs, Statthalters, Vicekönigs, und wie die großen und mächtigen Herren alle heißen, auf bessere Zeiten und Erleichterung seiner unerträglichen Lasten; vergebens schmeichelt es sich, doch ein Mal einen Menschenfreund an seiner Spitze zu sehen, der es aus den Klauen der zahllosen Geier rettete, die es zerfleischen! — Welche thörichte Hoffnung! Wie? Ein so vornehmer Herr sollte eine so weite Reise ohne großen Vortheil dabei zu beabsichtigen, unternehmen? Er sollte sein theueres Vaterland verlassen, um sich des Wohls einer so verachteten, schwärzlichen Menschenrasse gegen seine Mitchristen anzunehmen? Er sollte seinem ersten Zwecke, sich zu bereichern, zu Gunsten solcher dummen Heiden entsagen? — Welche Zumuthungen! —

Die Europäer in Indien glauben durchgehends, sie hätten keine andre Pflicht auf sich, als die Sorge für ihre Bereicherung. Sie sind auch, wie man täglich hören kann, vollkommen überzeugt, daß sie sich an diesen verachteten, heidnischen Hinduern, die sie kaum für halbe Menschen halten, nicht versündigen können, und damit entschuldigen sie dann die schreienden Unge-

rechtigkeiten, die sie an diesem unglücklichen Volke verüben. *) —

Man denke nun, wie der europäische Despot, der hier als Statthalter hauset, diese Meinung zu seinem Vortheile benützt! — Wie wenig er Menschenglück und Menschenleben schont, um alle seine Leidenschaften, besonders seinen Golddurst zu befriedigen! — Mir ekelt, dieses Gemälde weiter auszumalen! — Ich setze nur hinzu: Was die Oberbefehlshaber im Großen thun, das ahmen die Unterbeamten im Kleinen nach. — Dieses Erpressungs-System ist auch nicht erst in unsern Zeiten angenommen worden; es herrschte schon in den ersten Zeiten seit der Ankunft der Europäer.

Im Gegentheile sucht man in neueren Zeiten, allzuviel Aufsehen erregende große, allgemein empörende und zahlreiche Völkerschaften betreffende, Gräuelthaten und Mordscenen zu vermeiden, wie sie vormals Statt fanden, — z. B. die auf Veranstaltung der holländischen Regierung vollbrachte Ermordung von 30,000 Sinesen zu Batavia, und die durch des Ungeheuers

*) Haafner setzt hinzu, man dürfe sich über diese Gewissenlosigkeit der Europäer gar nicht wundern, da es selbst Geistliche gebe, welche aus der Bibel beweisen wollen, die Hinduer seyen ein verworfenes Volk, auf welchem der Fluch Gottes ruhe, das zur Knechtschaft bestimmt sey, und gegen welches, als gegen Teufels-Anbeter, die Christen keine Menschenpflichten zu erfüllen hätten.

Der Red.

Lord Clive's teuflische Hartherzigkeit veranlaßte Verhungerung von drei Millionen Menschen in Bengalen. — Was aber die Unterdrückung, die Erpressung und das Aussaugen der Hinduer, das Krieg- und Unruhestiften, und Gegeneinanderhetzen der Fürsten unter scheinbaren Vorwänden betrift, darin geben die heutigen Europäer in Indien, ihren Vorgängern nichts nach; ja sie übertreffen sie noch in mancher Hinsicht. — —

Doch ich setze meinen Reisebericht fort. So wie Hrr. Harcley abgereiset war, zogen auch wir unsere Straße weiter; es mochte ungefähr fünf Uhr seyn, und der Tag begann schon sich zu neigen, als wir in einer kleinen Schultri anlangten, wo ich meine Leute sich ein wenig erfrischen, und sie ausruhen ließ. — Wir mochten etwa eine halbe Stunde daselbst gewesen seyn; als ich meinen Francisco vermißte. Ich vermuthete nichts Uebels, und ließ ihn erst herbeirufen, als ich wieder abreisen wollte. Man suchte ihn, man rief ihm; Alles war vergebens; er war doch nicht hinter uns zurückgeblieben; wie groß war daher unser Erstaunen, als man uns endlich anzeigte, er liege in einem düstern Winkel der Schultri, stöhne und seufze erbärmlich, und sey unvermögend, aufzustehen.

Wirklich fanden wir ihn in einem jämmerlichen Zustande; er wälzte sich vor Schmerzen in den Eingeweiden auf der Erde herum. Ich glaubte Anfangs, er habe sich durch das frische Wasser, das er, so wie die Uebrigen in

die Hitze trank, erkältet; aber ich erfuhr nun von ihm selbst, er habe aus Unvorsichtigkeit einige Nilamkai *) von einem Baume, der bei der Schultri stand, gepflückt und gegessen, indem er sie für Jamblang oder Naguri-Palam hielt, welchen sie sehr ähnlich sind.

So mußten mich und meine Gesellschaft nun alle Trübsale treffen; Ich litt an den schröcklichen Folgen eines Schlangenbisses, mein Reisegefährte war von dem venerischen Uebel geplagt, und nun hatte sich mein Bedienter selbst vergiftet!

Mir ward bange für sein Leben. Er hatte die unerträglichste Kolik und immerwährenden, aber vergeblichen Reiz zum Erbrechen. Ich wußte nicht, was ich hier thun sollte. Ich wollte ihn in meinem Palankin in das nächste Dorf schaffen lassen; aber meine Kuli's weigerten sich, Trotz aller Versprechungen, ihn zu tragen, weil er ein Paria war, und sie dadurch das Recht ihrer Kaste verlieren würden. — Der arme Mensch, sollte ich ihn hülflos zurücklassen? Das konnte ich nicht. — Man gab ihm Arrak und Oel zu trinken; aber sein Zustand wurde dadurch nur schlimmer. Endlich fiel es mir noch zum Glücke bei, ihm laues Wasser zu geben. Sogleich ward der Kessel zum Feuer gesetzt, und bald konnte man dem Kranken dieses Hülfsmittel reichen, das auch sogleich seine gehörige Wirkung that.

*) Diese Baumfrucht ist nur dann schädlich, wenn sie roh genossen wird; getrocknet ist sie gut und schmackhaft.

Der Verf.

Francisco befand sich hierauf wieder etwas besser; aber dennoch war er zu schwach, um uns zu folgen.

Inzwischen kamen zwei Reisende, Mann und Frau in der Schultri an; ich bot ihnen ein Paar Rupien an, damit der eine von beiden in das nächste Dorf liefe, um eine Dulie und Paria-Kuli's herbeizuholen, und der andere inzwischen bei dem Kranken bliebe, den ich mit dem nöthigen Reisegelde versah und ihn anwies, zu Paliakatta nach mir zu fragen, in der Hoffnung, daß er bald nachkommen würde.

Die beiden Reisenden versprachen, das Gehörige zu besorgen und ich mußte, da ich Eile hatte, den guten Francisco unter ihrer Aufsicht zurücklassen.

Es war bereits spät und dunkel, als wir in dem Dorfe Kukanpuram stille hielten, um unser Nachtessen zu verzehren. — Hier mußte ich nun selbst mein Koch seyn; denn meinen Francisco hatten wir krank zurücklassen müssen, und von meinen Kuli's würde keiner um keinen Preiß unsere Töpfe angerührt haben. Doch ich hatte schon öfter meine Küche selbst bedienen müssen, und wußte mich also schon darein zu schicken. Ich machte auch wenig Umstände; das ganze Traktament bestand bloß in einem Eierkuchen mit Bananas, geröstetem Karwaat und Pfefferwasser nebst Reiß. Während ich dieses zurichtete, machte mein Freund, wie gewöhnlich, Punsch. Wir assen und tranken vergnügt, denn nun hatte ich die zuverlässige Hoffnung, meine

Hand

Hand nicht zu verlieren; auch legte ich jetzt ein frisches Pflaster von der Salbe meiner Freundinn darauf. —

Nun wurde wieder aufgepakt; die Fackeln wurden angesteckt; wir stiegen ein, und die Kuli's flogen lustig mit uns davon; laut rasselten die eisernen Ringe an den Handstöcken der Träger; sie hatten mich fröhlicher gesehen, als bisher, und jetzt stimmte der ganze Trupp vereint ein Lied an, von welchem Busch und Wald wiederhallten. — Ich schlief unter dem Gesange ein, und als ich Morgens erwachte, befand ich mich vor der Schultri von Tripelewalam.

Dieses Dorf liegt auf einer Anhöhe, so daß wir Paliakatta deutlich vor uns liegen sahen. Vorsätzlich blieb ich hier bis acht Uhr; wir zogen dann weiter und gegen 9 Uhr erreichten wir Manjewaka, einen Weiler mit einem der Ganga, Göttinn der Kinderpocken, geweihten Tempel, etwa eine Viertelstunde von Palliakatta entfernt. Hier blieb ich, und schickte meinen Reisegefährten mit seiner Dulie voran, um sich nach dem Equipagen-Aufseher Jan van Dyk zu erkundigen, der zu Sadras einer meiner besten Freunde war; er hatte daselbst eben die Stelle bekleidet, die er jetzt in Palliakatta versah; ich hatte schon lange keinen Brief mehr von ihm erhalten, und wußte nicht, ob er noch lebte, oder anderwärts hin gezogen sey. Ich trug meinem Reisegefährten auf, ihm, wenn er ihn träfe, meinen Zustand zu entdecken, und ihn zu fragen, ob er mich im Nothfalle auf ein Paar Tage beherbergen könne?

Da ich mich so nahe bei Palliakatta befand, so wollte ich doch den gedachten, und noch einige andre Freunde, die ich daselbst zu treffen hoffte, besuchen, und zugleich auch den dasigen Ober=Chirurgus wegen meiner Hand um Rath fragen. Ich dachte, kann er mich nicht kuriren, so kann er mir doch wenigstens den Finger abnehmen; denn mit den Engländern wollte ich nicht gerne viel zu thun haben; ich wollte dann nach der Operation noch ein Paar Tage zu Palliakatta bleiben, um gerade zu der Zeit in Madras einzutreffen, in welcher ich hoffte, daß auch Mamia daselbst anlangen würde, da mir die Daja versprochen hatte, nirgends sich unter Wegs aufzuhalten.

Ich hätte zu Palliakatta gar wohl bei dem Direktor Blaauwkamer, oder bei einem andern Bekannten unter den Beamten als Gast einkehren können und würde gewiß gut aufgenommen worden seyn; aber wegen meines krankhaften Zustandes wollte ich lieber bei meinem alten Freunde van Dyk herbergen; denn ich wußte, daß er und seine Frau mich wie ihren Sohn verpflegen, und mich auch nicht dem geringsten Zwange unterwerfen würden.

Es war noch keine halbe Stunde vorbei, so sah ich meinen Reisegefährten mit dem guten van Dyk zurückkommen. Der brave Mann fiel mir um den Hals und weinte vor Freuden. Wir hatten einander schon gar zu lange nicht gesehen! Wie herzlich beklagte er mich wegen meines Unglücks, und bot mir mit der

aufrichtigsten Gutmüthigkeit sein Haus und alle Bequemlichkeiten an, die in seinem Vermögen stånden, auf so lange Zeit, als ich selbst wünschen würde.

Wir giengen hierauf mit einander in die Stadt. Unterwegs fragte ich ihn nach dem Namen und der Geschicklichkeit des Ober=Chirurgus in dieser Niederlassung. Himmel wie erschrak ich, als er mir den Meister Pankrazius Haringa Meppe, vormaligen Obermeister zu Nagapatnam nannte! Von seiner Geschicklichkeit konnte er mir, wie er sagte, kein Zeugniß ablegen, da er für sich und die Seinigen in Krankheitsfällen hinduische Aerzte zu Hülfe rufe. — „Es ist wohl „möglich, setzte er lächelnd hinzu, daß Sie ihn besser „kennen, als ich, da Sie zu gleicher Zeit mit ihm zu „Nagapatnam gewohnt haben."

Wirklich kannte ich den Mann nur zu gut, und ärgerte mich nicht wenig, ihn wieder zu Palliakatta treffen zu müssen; denn es war ein wahrhafter zweiter Meister Anderson, und noch viel schlechter. Dennoch wollte ich es wagen, ihm im Nothfalle die Abnehmung meines Fingers anzuvertrauen. — Ich ließ mir seine Wohnung anzeigen, und mich sogleich zu ihm bringen. Er empfieng mich, wider seine sonstige Gewohnheit, sehr höflich; ohne Zweifel, weil ich in einem Palankin zu ihm gekommen war.

Ich erzählte ihm mein gehabtes Unglück, wies ihm meinen Finger, und erbat mir sein Gutachten über meinen Zustand.

Er zuckte die Achseln, und ohne ein Wort zu sagen, gieng er in ein Nebenzimmer, aus welchem er ein Kästchen mit Instrumenten hervorbrachte, die er alle langsam, Stück für Stück vor mir auf einem Tische auskramte. Da waren Sägen, krumme Messer, Scheeren, Tourniquets, und wer weiß, wie viel noch Schneide- und andere ähnliche Werkzeuge. Ich sah dem Spaße ruhig zu, und sprach auch kein Wort.

Während dessen, trat sein Wundarzneigehülfe herein, ein Kerl, dem man die Unwissenheit in den Augen lesen konnte.

„Ihr kommt gerade recht, Geselle, rief Meister „Meppe ihm zu; ich wollte eben nach Euch schicken, „damit Ihr mir Beistand leistet, denn da ist eine Am„putation vorzunehmen. Ich denke, wir können die „Hand sogleich an dem Gelenke abnehmen!“

„Dies, mein Herr, ist auch meine Meinung!“ antwortete der Ignorant; nachdem er bloß einen flüchtigen Blick auf meine Hand geworfen hatte.

Das Blut stieg mir vor Schrecken ins Gesicht, und ich ärgerte mich gewaltig über die Gleichgültigkeit, mit welcher diese unwissenden Tröpfe das Todesurtheil über meine Hand aussprachen. — Einen Finger hätte ich wohl daran gewagt; aber meine Hand ...... nein, die konnte ich in keinem Falle so leichtsinnig aufopfern! —

Ich erklärte sogleich dem Quacksalber, daß ich mich dieser unüberlegten Operation nicht unterwerfen würde, und daß ich mich sehr wundere, wie er ohne langes

Bedenken und ohne vorher andere Mittel versucht zu haben, sogleich zu einer Amputation schreiten wolle.

Meister Meppe war über meine Widersetzlichkeit und über mein Mistrauen in seine hohe Weisheit sehr entrüstet, und sagte mir in seinem gewöhnlichen barschen Tone: Die Hand müsse herab; denn der kalte Brand sey darin; und fragte, ob ich dies besser verstehen wolle, als er und sein Gehülfe? Er setzte hinzu, es sey kein Arzt in der Welt, der im Stande wäre, meine Hand noch zu retten, und darauf wolle er tausend Pagoden wetten.

Ich eilte von ihm weg, indem ich ihm noch zuletzt sagte, ich würde mir wenigstens von ihm meine Hand nicht abnehmen lassen.

Lieber würde ich in diesem Falle mich einem hinduischen Kossover (Töpfer) anvertraut haben, denn unter diesen giebt es geschickte Wundärzte. Ich hoffte aber in der großen Stadt Madras einen erfahrenen Mann zu finden, der mir helfen könnte. Einem unwissenden Quacksalber, wie Meppe, denn ich kannte ihn schon, konnte ich nicht mein Zutrauen schenken.

Dieser Meppe, ein geborner Ostfriese, gieng in seiner Jugend als dritter Wundarztgehülfe nach Indien, und wurde als solcher zu Nagapatnam angestellt, wo es im Hospitale an Chirurgen fehlte, weswegen er bald zweiter wurde. Er hatte nachher das Glück, ein schönes galantes Weib zu heurathen, und da er auf der Stirne nicht kützlich war, so setzte er sich dadurch

schnell bei dem Gouverneur Reinier van Vlissingen in Gunst, der ein Liebhaber von hübschen Weibern war. Auf diesem Wege gelang es ihm dann, trotz seiner Unerfahrenheit, Ober-Chirurgus zu werden.

Es ist schrecklich, wie leichtsinnig man von Seiten der holländisch-ostindischen Gesellschaft, bei Besetzung der Stellen der Wundärzte, sowohl auf den Kompagnieschiffen, als in den Niederlassungen verfuhr. Solcher Wichte, wie Meppe gab es nur zu viele, und solchen Ignoranten vertraute man das Leben der Matrosen und Soldaten, Kriegs- und Civilbeamten an! — Wie mancher Barbiers-Lehrbursche, der nichts als Bartscheeren, Pflasterstreichen, Pillendrechseln, Tränke kochen und dergleichen versteht, geht als Wundarzt-Gehülfe zu Schiffe, und wird dann, der Anciennetät nach, Ober-Chirurgus, wenn er auch inzwischen nicht das Mindeste weiter gelernt hat. — Ueberhaupt wurde sehr wenig Sorge für die Leute im Dienste der Kompagnie getragen, wann sie krank wurden, auch die Hospitäler waren in schlechtem Zustande. Gewöhnlich fielen die meisten Verpflegungskosten der Kranken eines Hospitals in den Beutel des Oekonoms. —

Doch, genug hievon *)! — Ich kehre zu meiner eigenen Geschichte zurück.

*) Unser Verf. spricht sehr weitläufig über diesen Gegenstand; es hat sich aber seither sehr Vieles geändert; die holländisch-ostindische Kompagnie existirt nicht mehr, und ein großer

Als ich von Meppe weggieng und zu meinem Freunde van Odyk kam, fand ich sein ganzes Haus voll alter Bekannten, sowohl von Nagapatnam als von Sadras. Die Nachricht von meiner Ankunft war bereits durch ganz Palliakatta verbreitet, und Jeder war begierig, mich zu sehen.

Mein eingefallenes Gesicht, verursacht durch die erlittenen Schmerzen und Angst, durch die schlaflosen Nächte und die wenige Nahrung, die ich zu mir nahm, hatte mich beinahe unkenntlich gemacht. Meine Bekannten erschraken, als sie mich sahen, und beklagten mich, besonders als sie Meppe's Ausspruch hörten. — Wie freute ich mich, wieder unter so vielen alten Bekannten und guten Freunden zu seyn; doch machte mich wieder der Gedanke traurig, daß manche meiner alten Bekannten von Nagapatnam theils gestorben theils in die weite Welt herum zerstreut worden sind, und daran waren allein die Engländer Schuld! O möchten doch diese Tyrannen bald auch in Indien von Ort zu Ort vertrieben, und selbst des letzten Zufluchtsorts beraubt werden, wo sie sich vor dem Racheschwerde der empörten Menschheit verbergen könnten!

Man sagte mir, Vater Templyn*) sey ebenfalls zu

Theil ihres Handels und ihrer Besitzungen ist jetzt in den Händen der Engländer; deswegen wurde hier abgekürzt.

D. Uebers.

*) Derselbe, mit welchem ich die Reise zu Fuß quer durch Ceylan hindurch gemacht habe.

Palliakatta, und ich eilte, diesen alten treuen Freund zu besuchen, um so mehr, da ich hörte, daß er krank wäre. Ich kam gerade in dem Augenblicke zu ihm, als er sich, troz seiner Krankheit, anzog, um, von herzlicher Freundschaft getrieben, mich aufzusuchen; denn er hatte auch von meiner Ankunft gehört.

Ach, wir hatten nicht gedacht, einander wieder in einem solchen Zustande anzutreffen! Die Umstände meines Freundes waren nicht die beßten. Er hatte seine Familie zu Jaffanapatnam zurückgelassen, um in diesem neuen Haupt-Komtoir, so wie vormals zu Nagapatnam, als Kieferei-Aufseher angestellt zu werden. Aber nun wurde er zu seinem Unglücke krank, und was sollte dann aus seiner Frau und Kindern werden, wenn er hier stürbe? — Ich tröstete ihn, so gut ich konnte; lange durfte ich mich nicht mit ihm unterhalten, da ihm das Sprechen Mühe machte; auch hatte ich zu wenig Zeit dazu. Ich nahm herzlichen Abschied von ihm, und da ich hörte, daß es ihm an Gelde fehlte, gab ich ihm so viel, als er bedurfte, vergnügt, daß ich ihm doch einiger Maßen, die mir geleisteten Freundschafts-Dienste vergelten konnte! —

Ich kehrte nun zu meinem lieben van Dyk zurück, wo ich fand, daß die guten Leute ein großes Gastmal, so viel es die Kürze der Zeit erlaubte, mir zu Ehren angestellt, und alle meine Bekannten dazu geladen hatten. Es war ein frōliches Mahl! — Meine Freunde wollten mich hier über Nacht behalten; aber

die Angst trieb mich zu sehr an, meine Reise nach Madras zu beschleunigen. Die Anstalten dazu wurden sogleich nach Tische gemacht.

Ich hatte, so wie ich von Meppe zurückkam, vier Parriah-Kuli's mit einer Dulie nach Golampalam geschickt, um meinen unglücklichen Francisco von dort abzuholen und zu meinem Freunde van Dyk zu bringen, welchem ich ihn bestens empfohlen hatte, und wo er, falls er noch krank wäre, bleiben sollte, bis ich ihn könnte nach Madras kommen lassen.

Nun schied ich von meinen lieben guten Freunden, die von sechs holländischen Komptoiren hier versammelt, theils angestellt, theils brodlos waren; denn Palliakatta sollte ein Haupt-Komptoir seyn und doch lag der Handel ganz darnieder! —

Palliakatta, eigentlich in malabarischer Sprache Pulej-Kotta (d. h. altes Kastell) liegt unter 13 Gr., 22 Minuten Nördl. Breite, 5 Meilen nordwärts von Madras, auf einem dürren, salzigen Sandgrunde. — Das Kastell ist im J. 1609 von den Holländern erbaut worden; es ist ein regelmäßiges Viereck, mit einem Graben umgeben, den man trocken läßt, ob man ihn gleich mit Wasser anfüllen könnte. — Es steht mitten in dem dazu gehörigen Dorfe, oder, wenn man will, Stadt, so daß die zunächst liegenden Häuser erst abgebrochen werden müßten, wenn das Kastell sich sollte vertheidigen können.

Palliakatta und Nagapatnam sind die einzigen holländischen Niederlassungen auf der Küste Orissa

und Koromandel, deren Festungen von den Engländern im vorigen Kriege nicht sind zerstört worden; wahrscheinlich dachten sie damals schon, es werde ihnen durch den Frieden eine von beiden abgetreten werden müssen. — Sie täuschten sich auch nicht; denn Nagapatnam, der Schlüssel von Ceylan wurde ihnen zu Theil!

Nach diesem Verluste wurde Palliakatta zum Hauptkomtoire der Holländer auf dieser Küste gemacht. — Der Ort ist wegen der hier verfertigten schönen Schnupftücher berühmt, die man sonst nirgends so fein, und so dauerhaft und schön von Farbe machen kann. — Man ahmt sie zwar zu Madras nach; aber der Kenner kann sie leicht unterscheiden. — Auch werden in ganz Indien nicht so feine baumwollene Strümpfe gestrickt, wie hier; zwanzig Paar von den feinsten kosten an Ort und Stelle 120 (holl.) Gulden und drüber. — Die Stadt hat auch Münzgerechtigkeit; es dürfen aber keine Rupien, sondern nur Pagoden (zu 4 fl. 15 St. holl.) und Fanoms (der einfache zu 2½, der doppelte zu 5 Stüvers) geschlagen werden. —

Es war schon vier Uhr Abends, als wir von Palliakatta abzogen, und folglich schon zu späte, um noch vor Sonnenuntergang nach Madras zu gelangen, wo ich jedoch nicht bei Nacht eintreffen wollte. Ich setzte daher meine Reise bis Nachts gegen 9 Uhr bei Fackelschein fort, und wir machten dann zu Tschina-Marmelong Halt.

Dies ist ein armes Fischerdorf dicht am Meere, mit einer kleinen alten Schultri, welche so sehr mit Reisenden angefüllt war, daß sie, als meine Kuli's noch hinzukamen, zum Ersticken voll wurde. Bäume und Gebüsche, unter welche man sich hätte lagern können, waren hier nicht zu finden; auch konnte man keine Baumfrüchte haben, wohl aber Reiß, und gute, frische Fische, die mir sehr willkommen waren.

Ich legte hier wieder ein anderes Pflaster auf meine Hand; die Wunde eiterte noch immer fort und verursachte mir zuweilen noch viele Schmerzen, die jedoch nicht so heftig waren, als die vorigen. Die Geschwulst war ein wenig gefallen und die Wunde sah nicht mehr so übel aus. Ich legte mich nun mit dem tröstlichen Gedanken, daß mein Elend jetzt bald zu Ende seyn würde, zur Ruhe nieder.

Sobald der Tag anbrach, machten wir uns wieder auf die Reise. Unsre Träger giengen nun so dicht an dem Gestade des Meeres hin, daß die Wellen der Brandung bis unter mein Palankin spritzten; denn auf dem feuchten Sande konnten die Leute besser davon laufen.

Endlich zeigte sich M a d r a s meinen sehnsuchtsvollen Blicken, in seiner ganzen Ausdehnung mit dem M o n t e oder St. T h o m a s b e r g e.

Der Anblick dieser Stadt erregte schmerzliche Erinnerungen in mir! Hier hatte ich vormals das Elend vieler Tausende gesehen, die den Hungertod starben; hier hatte ich selbst sehr Vieles erdulden müssen! — Alle

diese Schreckensbilder stellten sich meiner Fantasie dar, und mit verbißner Wut im Herzen gegen die Engländer, die solcher Gräuelthaten fähig sind, zog ich in die Stadt ein.

Sechster Abschnitt.

Ankunft zu Madras. — Doktor Beisser. — Der König von Tibor. — Auch Etwas über die Missethaten der Holländer in Indien.

Es mag ungefähr zehen Uhr gewesen seyn, als wir zu Madras anlangten. Mein Reisegefährte stieg in einer Herberge ab, an welcher wir vorbeikamen, und die ich ihm anwies; sie wurde von einem Juden gehalten. Ich ließ mich in das Komtoir des Equipagenmeisters Herrn Hall bringen, bei welchem mein biederer und getreuer Freund Frank, der mir nach der Eroberung von Sadras im J. 1801 so große Gefälligkeiten erwiesen hatte, Buchhalter war.

Der gute Mann erblaßte vor Schrecken, als er mich in einem so traurigen Zustande zu ihm kommen sah. — Nachdem er mit innigster Theilnahme die Erzählung von meinem Unglücksfalle angehört hatte, rief er mit Lebhaftigkeit aus:

„Werthester Freund, wie froh bin ich, daß dieser „Unfall Sie gerade zu der Zeit betroffen hat, wo wir

„einen der geschicktesten europäischen Aerzte in unserer „Stadt haben. Es ist ein Franzose, der erst vor kur„zer Zeit von Ile-de-France hieher gekommen ist. „Er thut Wunder; seine Kuren werden von Jedermann „angestaunt. Ich kenne ihn, und will Ihnen ein Brief„chen an ihn mitgeben; ich zweifle gar nicht an dem „glücklichen Erfolge seiner Kur.“

Er schrieb in der Eile einige Zeilen, und dann seinen Dobasch herbei, dem er befahl, mich zu Herrn Beisser (so hieß der französische Arzt) zu begleiten.

„Von da, sagte der edelmüthige Freund, gehen „Sie dann sogleich in mein Haus, wo sie ein einge„richtetes Gastzimmer finden, und nach alter Gewohn„heit behandelt werden sollen. Meine Frau wird er„freut seyn; ich will ihr sogleich Ihre Ankunft zu wissen „thun lassen.“

Zum Glücke fand ich den Herrn Beisser zu Hause. Ich übergab ihm das Briefchen von meinem Freunde Frank, und nachdem er es gelesen hatte, erzählte ich ihm meinen Vorfall, und wies ihm meine Hand.

Ich sah, daß er den Mund verzog und die Augenbraunen runzelte. — „Das sieht kläglich aus!“ war das Einzige, was er in französischer Sprache sagte; denn ich hatte ihn auch in dieser Sprache angeredet.

Er legte auf der Stelle Hand an das Werk, reinigte die Wunde, brannte und schnitt das wilde Fleisch

aus; nachdem er mir nun den Finger verbunden und ein Pflaster auf die ganze Hand gelegt hatte, bat er mich zu sitzen, und ließ Wein bringen.

„Mein Herr, sagte er dann, Sie sind noch ge=
„rade zu rechter Zeit zu mir gekommen; in drei bis
„vier Tagen später wäre es um Ihre Hand geschehen
„gewesen; was den Finger betrifft, dieser kann viel=
„leicht auch noch gerettet werden; darüber kann ich Ihnen
„aber erst morgen Gewißheit geben. — So wie ich
„sehe, hatte sich der kalte Brand schon angesetzt, aber
„die köstliche Salbe, die Sie aufliegen hatten, that ihm
„Einhalt, und brachte wieder Leben und Gefühl in
„Ihre Hand zurück. Von wem haben Sie diese Salbe?
„Gewiß von keinem Chirurgus; denn dieser würde
„doch die Wunde zuerst gereiniget haben. Lassen Sie
„mich, ich bitte Sie, die Salbe ein Mal sehen. Sie
„hat ohne Widerrede allein Ihre Hand gerettet, und
„Sie sind dem, der Ihnen dieselbe gab, die höchste Ver=
„pflichtung schuldig!"

Es war mir unmöglich, dem guten Manne auf der Stelle zu antworten; denn mein Herz wurde auf Ein Mal so sehr von Gefühlen überstürmt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte.

Endlich brach ich mit thränenden Augen — das Gefühl der Dankbarkeit hatte mich überwältigt — in folgende Worte aus: „Ach, mein Herr, ich habe den
„letzten Ueberrest von dieser Salbe auf meine Hand
„und Finger gethan; wie sie zubereitet wird, ist mir

„unbekannt; ein hinduischer Mönch, (ich wollte ihm „Mamia nicht nennen) den ich unter Wegs traf, hat „mir sie gegeben; er hatte sie für mich gemacht; ich „habe nichts mehr davon; auch ist es nicht wahrschein„lich, daß ich diesen Mann jemals wieder treffen werde, „und überdies würde er mir wohl sein Geheimniß nicht „geoffenbart haben.“ —

„Das ist ärgerlich (erwiederte er)! Was wollte ich „nicht für das Recept geben! Wir haben noch nichts „von dieser Art, das der Fäulniß so kräftig entgegen „wirkt. Inzwischen trösten Sie sich; (er sah die Thrä„nen in meinen Augen glänzen) ich versichere Sie noch„mals, Ihre Hand ist jetzt außer Gefahr, und für „Ihren Finger ist auch noch Hoffnung vorhanden!“

Ich hatte also die Erhaltung meiner Hand, und alles Glück meines Lebens allein der guten liebenswürdigen Mamia zu danken! Wer hätte dies denken sollen? O wie sehr sehnte ich mich jetzt nach ihr, um ihr meinen herzlichsten Dank für diese Wohlthat abzustatten! Nie, nie werde ich dies vergessen!

Nachdem ich mich nun eine Zeitlang mit dem Arzte über die Begebenheiten meiner Reise unterhalten hatte; fragte er mich endlich nach meinem Namen. Ich nannte ihm denselben.

„Wie, sagte er, war Ihr Vater nicht aus Kol„mar (im obern Elsasse) gebürtig?“

Ich bejahte es.

„War nicht Ihr Großvater Bürgermeister in der„selben Stadt?“ —

Ich mußte es wieder bejahen.

Man urtheile nun von meinem Erstaunen, als der Doktor plötzlich aufstand, mir um den Hals fiel und ausrief: „Willkommen, lieber Vetter! Wie sehr „freue ich mich, Sie in einem so fernen Lande glück„licher Weise anzutreffen! Ja, mein Lieber, wir sind „nahe verwandt; denn Ihre Muhme war meine Schwie„germutter!“ —

Nun mußte ich auf der Stelle bei ihm einziehen, um unter seiner beständigen Aufsicht desto schneller geheilt zu werden. Er hörte mich nicht lange darüber an, sondern schrieb sogleich ein Briefchen an Herrn Frank, und bald darauf sah ich mein Reisegepäcke zurückkommen, das ich bereits zu meinem Freunde geschickt hatte.

Welch' ein wunderbares Schicksal fügte es, daß ich gerade in dem gefahrvollsten Zeitpunkte den geschicktesten Arzt in ganz Indien, ja ich darf es sagen, von ganz Europa hier antreffen, und in ihm einen nahen Verwandten finden mußte, der nun gewiß die möglichste Sorge für meine Genesung trug! — Dies that er auch. In Zeit von drei Tagen war mein Finger nicht nur außer aller Gefahr, sondern auch 14 Tage darauf so vollkommen wieder hergestellt, daß ich ihn gleich den anderen Fingern gebrauchen konnte; bloß das Beinchen in dem vordersten Gelenke desselben hatte herausgenommen werden müssen.

Auch

Auch meinen Francisco stellte der geschickte Mann völlig wieder her, den ich, wie oben gesagt, sehr krank von dem Genusse giftiger Früchte hatte in einer kleinen Schultri zurücklassen müssen.

Ich hatte meinem Freunde van Dyk zu Palliakatta sogleich Nachricht von meinem Aufenthalte bei Doktor Beisser und zugleich den Auftrag gegeben, dem Quacksalber Meppe anzuzeigen, daß ich durch einen geschickten Arzt vollkommen wieder hergestellt sey, und nicht nur meine Hand, sondern auch meinen Finger behalten habe. Ich würde ihm dies selbst geschrieben, und ihn mit Vorwürfen überhäuft haben; wenn ich nicht zum voraus gewußt hätte, daß dies bei einem so unwissenden und hochmüthigen Narren nichts fruchte.

Van Dyk antwortete mir, die Leute, die ich nach meinem Bedienten ausgeschickt habe, um ihn abzuholen, seyen wieder zurückgekommen, ohne ihn zu finden; auch hätten sie nicht erfahren können, wohin er gekommen sey.

Es that mir äußerst leid um den guten Burschen und ich gab ihn bereits für verloren, als er ungefähr einen Monat hernach todtkrank in einer Dulie vor des Doktor Beisser's Haus gebracht wurde. Er war so schwach, daß er nicht stehen konnte; aber mein lieber, wohlerfahrner Vetter stellte ihn bald wieder ganz her.

Der Unglückliche erzählte mir, daß derjenige, den ich nach Gollapalam geschickt hatte, um eine Dulie und Kuli's für ihn herbeizuholen, nichts mitgebracht habe, weil weder Paria's noch Dulie's in dem Dorfe zu finden wären; worauf Mann und Frau ihre Reise fortsetzten. — Der arme Francisco hatte die ganze Nacht, ohne Etwas zu essen oder zu trinken zu haben, unter den heftigsten Leibschmerzen, die sich wieder erneuert hatten, in der Schultri zugebracht; erst am folgenden Tage gegen Mittag hatte die Kolik in so weit nachgelassen, daß er mit vieler Mühe sich in ein anderes Dorf schleppen konnte, bei welchem, wie man ihm gesagt hatte, sich eine Partscherie *) befand. Er langte daselbst an, und eine alte Frau von seiner Kaste nahm ihn in ihre Hütte auf. Drei Wochen lag er daselbst fieberkrank. Als ihn endlich das Fieber verließ, zog er in kurzen Märschen nach Palliakatta, wo er sich an meinen Freund van Dyk wandte, der ihn in sein Haus aufnahm, und ihn bei sich behalten wollte, bis er besser bei Kräften wäre; da ihn aber denselben Tag das Fieber wieder heftiger als bisher befiel, so beschloß mein Freund, da ich bei einem so geschickten Arzte im

*) Das heißt ein Dörfchen der Paria's. Denn da die Paria's die unterste und verachtetste Kaste der Hinduer ausmachen, so dürfen sie nicht bei Anderen, sondern müssen außerhalb der Städte und Dörfer wohnen, wo sie dann ihre Hütten zusammen bauen, so daß sie kleine Dörfer bilden.

D. Verf.

Hause war, ihn mir sogleich in einer Dulie zuzuschicken.

Auch Kapt. Huau fand hier seine Rettung. Er besuchte mich am zweiten Tage nach unserer Ankunft, und klagte mir seine Noth. Er hatte sich wegen seiner Krankheit an drei englische Wundärzte gewandt, die ihm aber alle drei erklärten, es sey mit seinem Uebel schon so weit gekommen, daß er, auf keine andere Weise, als durch die Speichelkur geheilt werden könne. Dazu hatte er jedoch weder Lust, noch Geld genug. — Diese, in den warmen Klimaten so gefährliche, Kurmethode, durch welche hier zwei Drittel der Patienten ihr Leben einbüßen, war damals sowohl bei den englischen als holländischen Aerzten sehr gebräuchlich.

Doktor Beisser besaß ein specifisches Mittel gegen diese Krankheit, das eine bewundernswürdige Kraft äusserte. Er kurirte damit das auf den höchsten Grad gestiegene, eingewurzeltste, mit den gefährlichsten Symptomen vergesellschaftete venerische Uebel binnen fünf bis sechs Wochen. Ich habe Wunder davon gesehen. Leute, welche schon mehrere Male die Speichelkur vergebens ausgestanden hatten, und abscheulich entstellt waren, heilte er in vorgedachter Zeit nicht nur vollkommen, sondern, nach dem eigenen Zeugnisse der Patienten, wurden sie nachher auch gesünder, als sie jemals vorher gewesen waren, und nahmen an Kräften zu; denn die Arzenei erschlaffte den Magen nicht, sondern stärkte ihn und erweckte Eßlust; auch durfte der Kranke bei dieser Kur gar keine

besondere Diät beobachten; nur mußte er sich vor Excessen hüten.

Man kann leicht denken, welch' einen Ruf dieser Arzt sich durch ein solches Heilmittel, sowohl zu Madras, als in allen umliegenden englischen Niederlassungen erwarb! — von allen Seiten kamen Patienten herbei; der Wunderdoktor ward vom Morgen bis Abend nicht frei von Besuchen; denn in einem solchen Lande, wie Indien, und besonders unter den Engländern, die hier das zügelloseste und ausschweifendeste Leben führen, sind venerische Krankheiten sehr gemein, und dabei schwer zu heilen; auch fehlt es theils an geschickten Aerzten; theils ist die eingeführte Kurmethode allzu nachtheilig.

Das antivenerische Heilmittel des Doktor Beiffer's bestand in einem hellen, klaren Wasser, das bloß einen etwas kupfrigen Geschmack hatte. Der Patient mußte davon, sogleich nach dem Essen, und noch bei Tische sitzend, einen Eßlöffel voll einnehmen, und ein Glas Wein oder Punsch darauf trinken. Die gewöhnliche Kur erforderte nur eine Flasche dieses Wassers; zwei derselben waren bloß in den verzweifeltsten Fällen nöthig. — Mein Vetter gestand mir im Vertrauen, daß ihn selbst eine solche Flasche Liqueur, wie er das Mittel nannte, nicht völlig zehn Stüver (6 Gr. 6½ Pf. sächs.) koste; er verkaufte dieselbe aber für zwölf Pagoden oder 60 holl. Gulden (= 32 Rthlr. 18 Ggr.) — Man bedenke nun, welch eine außerordentliche Summe Gel-

des dieser Mann damit gewinnen mußte, da er im Durchschnitte genommen jeden Tag wohl ein Duzend solcher Flaschen verkaufte. Und überdies machten ihm reiche Engländer, welche durch dieses Mittel genesen waren, kostbare Geschenke in Geld und Juwelen. Mehrere Male wurden ihm auch von englischen Aerzten große Summen für dieses Geheimniß angeboten. — Es reut mich gar sehr, daß ich ihn nicht, um die Mittheilung desselben ersucht habe; ich glaube nicht, daß er mir es abgeschlagen hätte, besonders unter dem heiligen Angeloben von meiner Seite, es Niemand zu entdecken und nur im Nothfalle davon Gebrauch zu machen. *) — Welch' ein unerschöpflicher Schatz ist ein solches Geheimniß! Wahrscheinlich ist es mit Beissern begraben worden. — Ein großer Verlust für die Menschheit!

Ich brachte nun auch meinen Reisegefährten Huau zu meinem lieben Doktor. Dieser beschenkte ihn mit einer Flasche von seinem Wunderwirkenden Liqueur, und dadurch wurde der arme Mann in Zeit von vierzehn Tagen vollkommen wieder hergestellt.

*) Noch weit schicklicher hätte unser Haafner sich dieses Geheimniß von seinem Vetter Beisser ausbitten können, wenn er sich erboten hätte, ihm dagegen das Recept der von dem Doktor selbst so sehr bewunderten Salbe zu verschaffen, welches ihm doch gewiß leicht gewesen wäre; denn die liebevolle Mamia, die ja bald zu ihm nach Madras kam, würde ihm warlich die Mittheilung desselben nicht verweigert haben. Haafner begieng also hier einen dop-

Kapt. Huau hatte seine bisherige Herberge bei dem Juden verlassen, und war in die Wohnung des Königs von Tidor *) gezogen, auf dessen Insel er sich vormals einige Zeit aufgehalten hatte, den er persönlich kannte, und den er sehr verwundert war, in Madrâs anzutreffen.

Wie? der König von Tidor in Madras? O ja, so unwahrscheinlich dies auch seyn mag. Ich habe selbst durch meinen Freund Huau Bekanntschaft mit ihm gemacht und einige Male in seiner Gesellschaft einen Cigarro geraucht und Betel gekäuet.

Seine Geschichte ist folgende: Er hatte das Unglück gehabt, bei der hohen Regierung in Batavia in Ungnade zu fallen, weil er..... so unverschämt gewesen war, sich einigen neuen Quälereien und Bedrückungen, womit man seine armen Unterthanen heimsuchen wollte, zu widersetzen. Diese hartnäckige Weigerung wurde, wie leicht zu erachten, für ein höchst strafbares Verbrechen erkannt. Es kamen noch andere Klagen hinzu; und um das Maas seiner Verdammniß voll zu machen, beschuldigte man ihn, er habe eine Verrätherei gegen die holländisch-ostindische Kompagnie und ihre Diener angezettelt. Mehr bedurfte es nun nicht, um seinen Untergang zu beschließen.

pelten, kaum verzeihlichen Fehler; doch vermuthlich im Siebestaumel.

Anm. des Ueb.

*) Eine von den Molukischen Inseln.

D. Verf.

Man wußte den arglosen Fürsten durch List aus seiner Insel nach Batavia zu locken, unter dem Vorwande, wichtige Dinge mit ihm zu verhandeln. Er kam, und wurde sogleich verhaftet; eilends machte man ihm den Proceß, warf ihn auf ein Retourschiff der Kompagnie und verbannte ihn auf Lebenszeit auf das Vorgebirge der guten Hoffnung, fern von seiner Familie, seiner Frau, seinen Kindern und seinem armen Volke, dem man einen andern König gab, welcher geneigter war, der despotischen Regierung der Holländer zu gehorchen.

Das Schiff, auf welchem der verwiesene König an seinen Verbannungsort gebracht werden sollte, wurde zu seinem Glücke unter Wegs, nebst noch einigen andern Retourschiffen der Kompagnie von der ihm begegnenden Flotte des Admirals Johnston weggenommen, und so kam der nun befreite König von Tidor nach Madras, wo ihm die Engländer einen ansehnlichen Unterhalt gaben.

Allerdings hat diese Handlung bei dem ersten Anblicke den Schein einer sehr edlen That. Ueberhaupt nehmen die Engländer in Indien sehr gerne solche Fürsten in ihren Schutz, die von anderen Nationen verjagt oder mishandelt werden, und man kann ihnen wohl deßhalb das gebürende Lob nicht versagen. — Wenn man aber die Sache näher betrachtet, wenn man aus Erfahrung weiß, daß sie bei solchen edel scheinenden Handlungen immer unedle Nebenabsichten haben, daß sie

dadurch andere Nationen herabzuwürdigen und verhaßt zu machen suchen, daß der Beistand, den sie einem solchen Fürsten leisten, nur ein Vorwand ist, um sich bei guter Gelegenheit in seinem Lande festzusezen; daß sie bei der Wiedereinsezung eines vertriebnen oder entthronten Fürsten sich immer ein hübsches Stückchen seiner Besitzungen, als gerechte Belohnung schenken lassen, und daß sie unter der Maske der Beschützer und Freunde eines von ihnen begünstigten Fürsten endlich seine Oberherren werden; wenn man dieses weiß, so kann man für eine solche, vom Eigennutze geleitete Handlung wohl keine Achtung mehr haben.

So verfährt man in Indien mit den kleinen Königen und Fürsten, wenn sie den Europäern sich zu widersetzen wagen. — Geht man aber mit den afrikanischen Fürsten besser um? — Die Südasiaten und Negern vermehren sich zu schnell; sie könnten am Ende ihren europäischen Herren über den Kopf wachsen, und darum räth diesen eine teuflische Politik, menschenfressende Kriege zu unterhalten, und durch Schwerd oder Hunger die allzu zahlreich werdende Menschenzahl in Zeiten zu vermindern.

Aus diesem heillosen Grunde wurde auch das chinesische Blutbad in Batavia, im J. 1740 unter dem holländischen General-Gouverneur Valkenier angestellt. Man nahm einige Diebereien herumstreifender Chinesen zum Vorwande, um diese Kolonisten zu Batavia insgeheim einer verrätherischen Verschwörung gegen die Hol-

länder anzuklagen, und sie dann eben so insgeheim zu überfallen und zu ermorden. *)

Man versichert, die Regierung in Holland habe nach erhaltener Nachricht von dieser Gräuelthat, den Gouverneur zu Batavia dafür zur Strafe ziehen wollen; aber er sey mit seinen Schätzen entflohen.

Siebenter Abschnitt.

Fröhliches Wiedersehen. — Rückerinnerung an die Hungersnoth zu Madras. — Schilderung dieser Stadt.

Bereits vierzehen Tage war ich in Madras, ohne die mindeste Nachricht von Mamia, oder von ihrer Gesellschaft erhalten zu haben. — Dieses beunruhigte mich; denn die Daja hatte mir doch versprochen, geradezu nach Madras zu wandern, ohne sich unterwegs aufzuhalten.

Seit ich wußte, daß ich die Erhaltung meiner Hand allein der guten Mamia zu danken hatte, war mein Herz noch mehr für das treffliche Mädchen eingenommen, und ihr langes Ausbleiben schmerzte mich aufs empfindlichste.

*) Die deklamatorische Schilderung, die unser Verf. von diesem Blutbade giebt, ist hier weggelassen worden, weil die Geschichte schon von mehreren Schriftstellern erzählt worden ist. Anm. des Ueb.

Ich gieng täglich zwei Male, um nach ihr zu fragen, zu meinem Freunde Frank, an welchen ich sie gewiesen, und welchem ich meine ganze Liebesgeschichte nebst dem, was ich dem Mädchen aus Dankbarkeit schuldig war, erzählt, auch meinen Vorsatz mit ihr, als meiner Lebensgefährtinn, mich in dem Dorfe Ventapalam häuslich niederzulassen, entdeckt hatte.

Er war sehr dawider, und rieth mir ernstlich von meinem Vorhaben ab; er mißbilligte es, daß ich mich mit dem Mädchen in eine ernstliche Verbindung einlassen, noch mehr aber, daß ich mich in einem Dorfe unter den Hinduern niederlassen wollte.

Ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben; denn er brachte sehr triftige Gründe vor. Doch, mein Herz war schon zu sehr verstrickt, und mein von der Liebe bestochener Verstand sagte mir: Mamia ist keine gemeine, keine geborene Tänzerin, sie ist durch Unglück in diesen niedrigen Stand gerathen, den zu verlassen, ihr heißester Wunsch ist. Sie hat mich weder zu verführen, noch zu bestehlen gesucht; sie ist ein edeldenkendes Mädchen, und — meine Retterinn! —

Mit solchen Gedanken, die ich auch meinem Freunde mittheilte, beschäftigte ich mich, und blieb bei meinem Entschlusse.

Am 15ten Tage meines Aufenthalts zu Madras speiste ich Abends bei Herrn Antonio de Souza, dem wunderlichen Manne, bei welchem ich vormals

Buchhalter gewesen war, *) zu Gast. Es war schon sehr späte, als ich nach Hause zurück kam. Man sagte mir, es sey Jemand da gewesen, der nach mir gefragt, und sehr dringend mich zu sprechen gewünscht habe. Er wolle am folgenden Morgen in aller Frühe unfehlbar wiederkommen; auch sollte man mir sagen, daß gewisse Personen von meiner Bekanntschaft zu Madras angekommen wären.

Ich zweifelte nun nicht im Mindesten, daß dies nicht die Sutredaries wären, und war so sehr darüber erfreut, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. — Kaum begann es zu tagen, so stand ich auf, kleidete mich eilends an, und erwartete mit größter Ungeduld den Boten; er blieb auch nicht lange aus, und ich erkannte ihn sogleich für einen von den Juntries oder Musikanten.

Er brachte mir Salam's (Grüsse) von der Daja und der Mutteh (Jungfer) Mamia, welche mich zu sehen wünschten, und mich ersuchen ließen, sie mit einem kurzen Besuche zu beehren.

Ohne einen Augenblick zu säumen, gieng ich sogleich mit ihm. Unter Wegs erzählte er mir, daß sie alle am vorigen Abende angekommen wären, aber wegen ihrer Unbekanntschaft in der Stadt sich vor der Hand in ein Gehölze gelagert hätten. Die Daja

*) Ich habe in meiner frühern Reisebeschreibung desselben gedacht. Anm. d. Verf.

hatte ihn auf der Stelle mit meinem Addreszettelchen zu Herrn Frank geschickt, der ihm sodann durch einen seiner Leute meine Wohnung zeigen ließ.

Sobald wir in dem Gehölze ankamen, begab ich mich auf eine einsame Stelle in demselben, und befahl dem Juntrie der Mamia meine Ankunft zu wissen zu thun. — Den Augenblick kam sie mit der Daja herbei; mit schnellen Schritten näherte sie sich mir und in ihrem holden Gesichtchen war Freude und Entzücken deutlich zu lesen.*)

Wir bewillkommten einander auf das zärtlichste und ich erfreute die gute Mamia, als ich sie versicherte, ich hätte allein ihrer köstlichen Salbe die Erhaltung nicht nur meines Fingers, sondern auch meiner ganzen Hand zu danken.

Die Daja sagte mir sehr viel zum Lobe des guten Mädchens, und stellte es mir frei, sie sogleich von der Gesellschaft weg und zu mir zu nehmen, oder überhaupt über ihr künftiges Schicksal zu entscheiden, da sie versichert wäre, das liebe Kind würde bei mir glücklichere Tage verleben, als bei ihr.

Um beiden zu zeigen, wie ernstlich und redlich ich es meinte, bat ich sie, sogleich mit mir zu gehen,

*) Die teutschen Leser werden es dem Uebersetzer verzeihen, daß er hier das Detail dieser verliebten Zusammenkunft in wenig Worte zusammengezogen, und die Reden der drei Personen, die ganz alltäglich romanhaft waren, weggelassen hat. D. Uebers.

und die Wohnung zu besehen, die ich für die gute Mamia gemiethet hatte. — Dies geschah, und die aus zwei Gemächern bestehende Wohnung in dem Hause einer Wittwe hatte das Glück meiner Geliebten zu gefallen. Wir beschlossen, daß sie nicht wieder zur Gesellschaft zurückkehren, sondern sogleich hier bleiben, und die Daja ihre Kleider und Effekten ihr zuschicken sollte. — Ich gab ihr Geld zur Einrichtung ihrer kleinen Haushaltung, und ließ ihr durch meinen Dobasch eine Aufwärterinn besorgen.

So war ich Glücklicher nun in dem ungestörten Besitze eines wahren weiblichen Engels von Gestalt, Verstand und Tugend.

Nachdem nun Alles in Ordnung gebracht war, nahm ich Abschied von meiner Geliebten, mit dem Versprechen, auf den Abend wieder zu kommen. Ich gieng mit der Daja fort, um ihr einige Straßen zu zeigen, in welchen sie, meines Dafürhaltens, am leichtesten eine wohlfeile Wohnung finden würde.

Es war schon weit über Mittag, ehe ich alle diese Geschäfte beendigt hatte, und nach Haus zurückkehrte.

Nun aber wieder von anderen Gegenständen.

Ich hatte bei meinem Vetter Beisser ein herrliches Leben. Er bewohnte ein großes Haus, hielt viele Bediente, Equipage und Palankin, und führte einen köstlichen Tisch. Alles war hier in Ueberfluß. —

Außer mir wohnten noch drei seiner Freunde bei ihm, nämlich die Herren Pinaud und Cockrel, Kaufleute von Isle-de-France, und Cartain, Offizier unter dem Regimente Meuron, das auf dem Kap lag; alle drei lustige Brüder!

Ich gieng wenig aus; Madras war mir ein Gegenstand des Abscheus geworden; denn wohin ich meine Augen wandte, da fand ich Stoff zu Unwillen und Aerger. In den Gesichtern der Landeseingebornen glaubte ich selbst noch innerliche Erbitterung oder tiefe Niedergeschlagenheit zu lesen. Es schien mir, als ob sie in jedem vorübergehenden Engländer den Mörder eines ihrer Verwandten ahneten. Doch, vielleicht verblendete mich mein tiefgewurzelter Haß gegen die brittischen Tyrannen.

Die Rückerinnerung an die entsetzlichen Folgen der Hungersnoth, von welcher ich vormals hier Zeuge gewesen war, füllte meine Einbildungskraft mit lauter Schreckbildern an; vor meinen Augen sah ich noch die halbverhungerten hohläugigen Menschengerippe umherwandeln. — Ich sah noch die Haufen von Todten und Sterbenden, die über einander lagen; in meinen Ohren erschallte noch das Klagegeheul der Verhungernden; noch stellte mir der Spiegel meiner aufgereizten Fantasie die empörenden Scenen wieder dar, vor welchen ich damals zurückgeschaudert war; ich sah die vom Hunger gepeinigten Hinduer wie Insekten vor den Thürschwellen der Engländer umherkriechen, und mit aufge-

hobenen Händen um einen Bissen Essen flehen, während die Unmenschen mit ihren Huren auf den Balkonen schwelgten, und den Heißhunger der Unglücklichen durch den Anblick ihrer üppigen Schmausereien noch qualvoller machten! —

Sterben ist nichts! Aber seine Gattinn, seine Kinder, seine Aeltern um sich her vom Hunger gepeinigt, langsam hinsterben sehen zu müssen, das ist mehr als sterben!

Aber, wird man wohl fragen, war es denn ganz unmöglich, diesen armen Hinduern einigen Beistand zu leisten? — Gab man sich denn gar keine Mühe, die Unglücklichen zu retten? — Waren denn ganz und gar keine Lebensmittel mehr in der Stadt zu bekommen?

O ja, es war alles zu haben, aber in außerordentlich hohen Preißen, welche die englischen Wucherer immer höher trieben. Die Magazine der ostindischen Kompagnie und der englischen Privatkaufleute waren noch mit Getraide von allerlei Arten angefüllt, und gewiß war noch genug davon vorhanden, um doppelt so viele Menschen, als damals zu Madras waren, eine lange Zeit hindurch zu ernähren. Wer Geld hatte, konnte um hohen Preiß alle Lebensmittel haben; wer keines hatte, der mußte verhungern. Dies war der Fall bei den armen Hinduern, die Alles verlassen hatten, um nach Madras zu flüchten, wo sie Hülfe erwarteten, aber dafür den Tod fanden. Niemand kümmerte sich um sie; Niemand wurde von ihrem trau-

rigen Zustande gerührt; man machte auch nicht die mindesten Anstalten zur Rettung der Unglücklichen; mit Gleichgültigkeit sah man Tausende derselben mit dem Hungertode kämpfen, und verzweiflungsvoll den Geist aufgeben. Mit der hartherzigsten Gefühllosigkeit sahen die Engländer diesem empörenden Trauerspiele zu, und ich fand unter allen kaltblütigen Zuschauern, die vorübergiengen, keinen, in dessen Mienen ich eine Spur von Rührung oder Mitleiden entdeckt hätte. — So betrugen sich Engländer, eine Nation, der man in Europa so vielen Edelmuth zuschreibt! —

Nur ein Paar Männer waren darunter, welche Gefühl äußerten; aber leider waren sie nicht vermögend, dem Elende zu steuern! Am schönsten zeichnete sich der wackre Willoughby aus, der Alles hingab, was er besaß, und sich in Schulden stürzte, um verhungernde Hinduer zu retten; aber er war nicht reich genug, um seine Hülfe allen Flehenden angedeihen zu lassen, die täglich sein Haus umlagerten! O wäre dieser gefühlvolle wohlthätige Mann damals an der Stelle des hartherzigen, grausamen Lord's Macartney,*)

*) Es ist derselbe Lord Macartney (Schwiegersohn von Lord Bute) der nachmals als Großbrittannischer Gesandter nach China geschickt worden, aber (dem Himmel sey Dank!) unverrichteter Dinge wieder zurückgekommen ist. Er kam im Jahre 1781 als Gouverneur nach Madras, um den Sir Thomas Rumbold, abzulösen, welcher brave Mann innerhalb vier Jahren nur vier Millionen Pf. Sterl. zusammengescharrt hatte, und dann nach England berufen wurde,

Gouverneur von Madras gewesen; gewiß würde dann kein Mensch verhungert seyn! *)

Doch genug davon! Ich will meinen Lesern jetzt lieber eine kurze Beschreibung von Madras mittheilen.

Diese Hauptstadt **) der Engländer auf der Küste Koromandel wird von den Landeseingebornen Tschinepatnam, d. h. Stadt der Chineser genannt; doch hat das Wort Tschine in der Malabarischen Sprache mancherlei Bedeutungen, z. B. klein, Zukker u. s. w. — Sie liegt unter dem 19ten Grade Nördl. Breite dicht am Meere, ungefähr 5 Meilen südwärts von Palliakatta. — Im J. 1640 ließen sich die Engländer hier nieder. Sie hatten Anfangs hier bloß eine Faktorei; als aber ihr Fort David im J. 1758 von den Franzosen unter dem Gouverneur Lally zerstört wurde, machten sie aus Madras ihren Hauptniederlassungsplatz auf dieser Küste.

Der Boden, auf welchem diese Stadt erbaut wurde, ist salzig, trocken und sandig, so daß in demselben we-

wurde, um sich wegen seiner Erpressungen zu verantworten; aber es kostete ihn weniger Mühe, als Geld, um frei gesprochen zu werden. Anm. d. Verf.

*) Ein Weiteres über diese Hungersnoth, so wie auch über die boshafte Vernichtung einer Proviantflotte, habe ich in der Beschreibung meiner früheren Reise von Madras nach Ceylan erzählt. Der Verf.

**) Der Verf. bedient sich des Ausdrucks: kapitale roofnest (d. h. Haupt-Raubnest.) Anm. d. Ueb.

nig Reiß, grüne Gewächse und Obstbäume fortkommen, und das Wenige, was man von Pflanzenprodukten darin zieht, wird nur mit großer Mühe und vielen Kosten zur Reife gebracht. — Die Ursache davon ist ein hinter der Stadt vorbeilaufendes Salzflüßchen, das alle ihm nahe gelegenen Süßwasserbrunnen verschlingt oder verstopft; daher muß man sich hier mit Wasser aus gegrabenen Brunnen oder Teichen behelfen, das Trotz aller Sorgfalt, es stehen oder filtriren zu lassen, doch dem Quellwasser in Hinsicht der Leichtigkeit, Frische und Gesundheit weit nachsteht. *)

Madras wird in die weiße und schwarze Stadt abgetheilt. Die weiße Stadt ist eine starke Festung, in welcher eine kleine, regelmäßig nach europäischer Art gebaute, Stadt eingeschlossen ist. Sie liegt dicht am Meere und sollte wohl eine lange Belagerung aushalten können. — In dieser Festung ist der Sitz der Regierung, der sämmtlichen oberen und unteren Beamten der Kompagnie und die Wohnung vieler reichen Kaufleute. Man findet hier auch viele große Gewölbe und Kaufläden mit europäischen und anderen zum Theil sehr kostbaren Waaren. In dieser Festung ist eine hübsche Kirche; ferner sind hier die Kasernen u. s. w. Ueberhaupt etwa 4 bis 500 wohlgebaute Häuser, ohne die Magazine und

*) Hr. Best sagt zwar in seinen Briefen über Ostindien, man finde zu Madras das beste Wasser auf dieser Küste; aber dies ist so unwahr, daß ich beinahe daraus schließen möchte, er sey gar nie in Madras gewesen.

Der Verf.

Packhäuser. — Die Wohnung des Gouverneurs besteht aus zwei prächtigen Gebäuden. Vor demselben liegt der schöne, große, viereckige Paradeplatz, Fortsquare genannt; auf demselben, dem Gouvernementsgebäude gegenüber, steht ein anderes schönes Gebäude, das Rathhaus, in welchem alle öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden. Rings umher stehen die Kompagnie-Komtore oder Offisen. Kurz, die Engländer haben sich hier in jeder Rücksicht so sehr festgesetzt, als ob sie noch Jahrhunderte da bleiben würden, welches jedoch Gott verhüten wolle! — Diese Festung hat den Beinamen St. Georg.

Die schwarze Stadt, welche durch eine große, breite Esplanade von der erstgedachten Festung getrennt ist, liegt um dieselbe her, und enthält, außer vielen Engländern, meist Landeseingeborne, oder Malabaren, ferner Mohren oder Muhammedaner, Armenier, Mestizen und Leute von verschiedenen andern Völkerschaften zu Einwohnern. — Im J. 1768 hat man diese vorher offene Stadt größten Theils mit einer Mauer umgeben, die mit Thürmchen besetzt ist, aber weder Graben noch bedeckten Weg hat, und bloß dazu dienen kann, die Stadt vor einem Ueberfalle zu sichern. — Diese schwarze Stadt ist zwar nicht regelmäßig gebaut, hat aber doch verschiedene große und breite Straßen, vorzüglich in dem Theile, den die Malabaren bewohnen.

Außer der Unfruchtbarkeit des Bodens um die Stadt her, und dem Mangel an gutem trinkbaren Was-

ser, hat dieser ansehnliche Ort noch den sehr bedeutenden Fehler, daß er keinen Haven, ja nicht ein Mal eine sichere Rhede hat. Die Schiffe müssen hier am Ufer, wie in offener See liegen, und überdies ist an dieser Küste eine hohe und gefährliche Brandung, die bei dem geringsten anhaltenden Seewinde so ungestüm wird, daß die Rhede dann von Booten gar nicht befahren werden kann. — Die Wogen stürzen dann wütend über einander her, und brüllen wie Donner in der Ferne. Bei einem Sturme aus Osten laufen die Schiffe die größte Gefahr zu scheitern. Wann der Mousson sich umsetzt, dann können keine große Schiffe auf dieser Rhede bleiben, die Kriegsschiffe müssen dann zu Bombai überwintern; aber nicht nur Madras, sondern auch die ganze Küste von Balasor an, hat keine gute Rhede, und die Schiffe liegen eben so unsicher, wie hier.

Darum waren die englischen Besitzungen auf den Küsten von Orixa und Koromandel in der schlimmen Jahrszeit, wann die Kriegsflotte nach Bombai abgesegelt war, den feindlichen Anfällen derjenigen bloß gestellt, welche die Bai von Trinkonomale in Besitz hatten; aber nun, da die Engländer nicht nur diese Bai, sondern auch die ganze Küste der Insel Ceylan durch die Sorglosigkeit der Holländer erhalten haben, nun ist diese Gefahr nicht mehr vorhanden. — O der Verlust von Ceylan ist unersetzlich! — Die Engländer scheinen den unschätzbaren Werth dieser Insel besser gekannt zu haben, als die Holländer! —

Doch, wieder auf Madras zurück! — Die Häuser der angesehenen Engländer, der armenischen und portugiesischen Kaufleute sind groß und geräumig, aus Quader- oder Felssteinen erbaut und mit glänzend weißem Kalke übertüncht; sie haben flache Dächer, auf welchen man herumspazieren, und die Morgen- und Abendkühle genießen kann. Auch sind sie gewöhnlich mit Balkonen oder Galerien versehen. Manche dieser Balkone haben Zelte, unter welchen man das Frühstück und Abendessen verzehrt. Dachböden und Keller haben diese Häuser nicht. Das Erdgeschoß wird selten oder wenigstens nur von Bedienten oder Palankinträgern bewohnt. — Glasfenster giebt es hier nicht, auch könnte man sie wegen der Hitze nicht gebrauchen. In vornehmeren Häusern hat man Jalousieläden, in geringeren aber Gitterfenster von gespaltenem Schilfrohre (Rotang) geflochten. — Unter den reichen Kaufleuten in der schwarzen Stadt sind viele Armenier, welche eine eigene Straße bewohnen, in welcher mehrere schöne Häuser stehen. — Die Armenier sind überhaupt erfahrne und schlaue Handelsleute; man findet wenige Arme unter ihnen; denn sie unterstützen und helfen einander fort, so gut sie können. Es giebt Kaufleute unter denselben, die einen sehr ausgebreiteten Handel treiben. — Ihre Frauenzimmer sind meistentheils schön und weiß; die verheuratheten Weiber müssen Mund und Kinn mit einem Tuche verhalten, so daß man nur den obern Theil des Gesichtes sehen kann; auch dürfen sie ihre Haare nicht sehen lassen; mehrere tragen noch obendrein Schleier.

Die Häuser der Malabaren und Mohren sind alle nur einstöckig und haben einen viereckigen Hof in der Mitte, um welchen, gleich einem Kloster-Kreuzgange, ein Gang mit hölzernen Säulen umherläuft, welche ein Ziegeldach tragen, unter dem die Familie schläft. Zu beiden Seiten des Hofes sind kleine, zehn bis zwölf Fuß ins Gevierte haltende Kammern, welche keine Fenster haben, sondern ihr Licht bloß durch die Thür empfangen; nur die hinterste Kammer hat ein Rohrgitterfenster. — Diese Kammern haben keine andere Verbindung mit einander, als durch den Säulengang. — Auf der Vorderseite haben diese Häuser auch solche auf Pfeilern ruhende Schirmdächer, welche hier ein ziemlich hohes Gemäuer bedecken, zwischen welchem man auf Stufen einen schmalen Eingang in das Haus hat; auf diesem bankähnlichen Gemäuer sitzen die Einwohner, kauen Betel oder rauchen Tabak und schöpfen dabei frische Luft, lesen oder unterhalten sich mit ihren Nachbaren und Freunden, oder halten auch wohl daselbst ihr Mittagsschläfchen. Weiber trifft man niemals auf diesen Bänken.

Die innere Einrichtung der malabarschen Häuser beweist deutlich, wie beschränkt und einfach die Bedürfnisse und die ganze Lebensweise dieser Hinduer sind. Kabinette, Schränke, Stühle, Tische, Spiegel, Leuchter u. s. w. findet man eben so wenig darin, als tausenderlei Zierrathen und Geräthschaften, welche die Europäer in ihren Häusern und Zimmern haben, und die ihnen unentbehrlich geworden sind. Alle ihre Haus-

geräthschaften bestehen in einigen Matten, auf welchen sie schlafen und essen; einigen kupfernen Töpfen und Schalen, welche bei ihnen die Stelle aller Küchen- und Tischgeschirre vertreten, und einer oder zwei Kisten, worin sie ihre Kleider, und was sie von Werthe besitzen, verwahren. Dies ist ihr ganzer Hausrath.

Doch giebt es unter den vornehmsten Malabaren auch Einige, bei welchen man in ein Paar Zimmern Spiegel, Stühle und dergleichen findet, und die auch größere, nämlich zweistöckigen Häuser, aber nach vorbeschriebener Art, ebenfalls ohne Fenster auf die Straße hinaus bewohnen. Ihre nach europäischer Sitte eingerichteten Mobilien haben sie jedoch bloß zum Staate, und sitzen, essen und schlafen, wie die übrigen, auf Matten auf dem Fußboden.

In den Häusern der reichen Mohren oder Muhammedaner findet man mehrere Verzierungen und Bequemlichkeiten, ja sogar orientalischen Luxus. Sie haben große Säle, in deren Mitte kleine Wasserbecken mit beständig springenden kleinen Springbrunnen angebracht sind, um die Luft abzukühlen; der Fußboden oder das Estrich ist mit Marmor und bunten Steinchen eingelegt, worüber schöne geblümte Matten ausgebreitet sind, auf welche die kostbaren persischen Teppiche gelegt werden, auf denen sie sitzen. Längs der Wand hin steht eine Art von wenig über die Erde erhabenem Sopha, mit schönen Matratzen und Polstern bedeckt, an welche die Sitzenden sich mit dem Rücken lehnen, und

mit dem Ellnbogen stützen. Stühle und Tische haben die Mohren, so wie überhaupt die morgenländischen Völker nicht; denn sie sitzen alle mit kreuzweise geschränkten Beinen, und sind so sehr daran gewöhnt, daß, wenn man einem Mohren oder Hinduer einen Stuhl zum Sitzen anbietet, er sich dennoch mit gekreuzten Beinen auf denselben niederhockt, und nie die Füße darüber herabhängen läßt, wie die Europäer.

Ferner giebt es in Madras mehrere, verschiedenen Gottheiten geweihte hinduische Tempel; aber keiner darunter ist antik, oder nach moderner Art schön gebaut. Auch sind in dieser großen Stadt, worüber sich sehr zu wundern ist, nicht mehr als drei Schultri's, und auch diese sind von gemeiner Art, klein und schlecht unterhalten. Der öffentlichen Badeteiche sind auch nur wenige, und keiner derselben ist weder ausgemauert, noch hübsch.

Armenhäuser, Hospitäler oder dergleichen milde Stiftungen für Nothleidende, Einheimische oder Reisende, sucht man sowohl in Madras, als in jeder andern europäischen Stadt oder Niederlassung in ganz Indien vergebens. — Um die Landeseingebornen kümmert man sich nicht weiter, als daß man sie bestens ausplündert. — Wollen sie Christen werden, so steht es ihnen frei; um sie dazu zu machen, schickt man ganze Heerden von Missionaren nach Indien; man tauft sie, lehrt sie Gebete plappern, und damit ist's genug! Sie mögen

nun selbst weiter für sich sorgen, darben und hungern, was geht das die Glaubensprediger an? *) —

Achter Abschnitt.

Historische Notizen von Mahomed-Ali-Khan, Nabob von Karnatik. — Hyder-Ali-Khan und Tippu-Saheb.

Mahomed-Ali-Khan, Nabob von Karnatik, dessen eigentliche Residenz Arkot oder Tritschinapal ist, wohnte in keiner von diesen Städten, weil dieselben, so wie er selbst und die Engländer vorgeben, zu nahe an den Gränzen seines Erbfeindes, des (damaligen) Nabobs von Mässur liegen, sondern in einem Pallaste dicht bei dem Fort St. George (oder der weißen Stadt) am Meere; doch hat er auch ein großes Gebäude in der schwarzen Stadt (von Madras), wo sein Serail (Harem, Senana oder Weiberhaus) ist, und worin er sich die meiste Zeit aufhält. — Der Pallast seines zweiten Sohnes Omir ist zu Schultriplän, ungefähr 3 engl. Meilen von der Stadt. Die-

*) Daß dies, wenigstens im Allgem einen, zu viel gesagt ist wissen die Leser, welche auch den heutigen Zustand der katholischen Missionen in Indien aus Perrin's Voyage, und der protestantischen aus den letzten Missionsberichten aus Trankebar ersehen können.

Anm. d. Ueb.

ser Omir ist zugleich seines Vaters erster Minister und wahrscheinlicher Nachfolger; denn der älteste und rechtmäßige Sohn wird für unklug, und folglich für unfähig zur Regierung gehalten. — Die Wahrheit aber ist, daß dieser Prinz es einsieht, daß sein Vater ein Sklave und Tanzpuppe der Engländer ist, und es sich hat merken lassen, daß er nicht so gutwillig das Joch der weißen Tyrannen tragen würde, und kein Freund derselben ist. Darum mußte er des Throns unwürdig erklärt werden.

Der Vater mag wohl eher nicht ganz richtig im Kopfe seyn, wie man aus seinem thörichten, unsinnigen Hasse gegen Hyder-Ali-Khan ersieht; denn durch diesen Haß hat er sich ganz unglücklich gemacht. Er hat die Engländer immer zum Kriege gegen diesen Fürsten aufgehetzt, und dadurch sein Land zu Grunde gerichtet. Die Engländer, die nichts lieber thun, als auf Anderer Kosten Länder für sich zu erobern, gaben in dem Zeitpunkte, der ihnen der schicklichste schien, den Bitten des Nabobs von Karnatik nach, und bekriegten den Nabob von Mässur, wobei sie aber dem erstern weiß machten, sie führten ganz allein für ihn diesen Krieg, und unter dem Vorwande, die Kosten bestreiten zu können, erpreßten sie ungeheure Summen von ihm, die er wieder seinem Lande abnahm; als er kein Geld zur Fortsetzung des Kriegs mehr hatte, noch seinen Unterthanen abdrücken konnte, und doch die Forderungen der Engländer befriedigen mußte, nahm er schwere Summen bei reichen Kaufleuten zu

Madras auf. Nachdem aber auch dieser Brunnen erschöpft war, sah er sich endlich genöthigt, sein ganzes Staatsgebiet den Engländern zu verpfänden, die nun ihren Zweck erreicht haben, und dem karnatikschen Fürsten einen schlechten Jahrgehalt geben, von welchem er kaum (nach seinem Stande) leben kann. Dies ist die Folge seines unsinnigen Hasses gegen Hyder-Ali-Khan! — Wäre er klug gewesen, so hätte er sich mit diesem tapfern Fürsten gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigt, und die Sache würde dann ganz anders gegangen seyn! *) —

Hyder-Ali-Khan ist mein Held, ich kann es nicht unterlassen, sein Lob anzustimmen und ihn gegen seine Verläumder zu vertheidigen. Ich verehre ihn innigst, nicht nur wegen seiner großen, außerordentlichen Talente und Eigenschaften, sondern auch, und zwar hauptsächlich wegen seines preiswürdigen Vorhabens,

*) Der hier gedachte Nabob von Karnatik oder Arkot, Namens Mahomed-Ali-Khan, ist inzwischen gestorben, und ihm folgte sein zweiter Sohn Ombui ûl Omrah Wallajeh Bahader, welcher im Jul. 1801 starb, worauf statt des rechtmäßigen Thronerben Ali Hussein Khan Tajeh ûl Omrah, sein Vetter Ul Daulah Bahader von den Britten zum Nabob ernannt wurde; doch nur dem Titel nach; denn er mußte sein ganzes Land an die Britten abtreten, wogegen diese ihm ein Fünftel der sämmtlichen Staatseinkünfte seiner Nabobschaft, jedoch mit mancherlei Abzügen, zu seinem Unterhalte anwiesen.

Anm. d. Ueb.

Indien von den raubsüchtigen Europäern zu befreien. *)

Sein Sohn und Nachfolger, Tippu Saheb, ein eben so braver und tapferer Fürst, eben so edelmüthig, **) eben so feurig von dem menschenfreundlichen Vorhaben beselt, Indien dem Joche seiner

*) Hyder- richtiger Heder-Ali's Haß traf eigentlich blos die Engländer. Daß dieser Fürst wirklich ein großer Mann war, der, Troz aller Verläumdungen der Engländer, die Achtung seiner Zeitgenossen verdiente, kann ein Unparteiischer nicht läugnen; eben so muß man aber auch zugeben, daß er dabei große Fehler besaß. M. s. was Papi, in seiner Reise nach Indien, im III. Bd. der neuesten Beiträge zur Kunde von Indien, und im XXXII. Bde. der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek, S. 490 u. f. Le Goux de Flaix, (welcher ein Vertrauter von Hyder-Ali war, und eine Zeitlang an seinem Hofe lebte) T. I. p. 51 f. seines Essai sur l'Indoustan, und Sonnini in einem Zusatze zur neuen Ausgabe von Sonnerat's Voyage etc. T. II. p. 188 u. f. über Hyder-Ali und seinen Sohn sagen. Anm. d. Ueb.

**) Tippu Saheb hatte zwar von seinem Vater den bittern Haß gegen die Engländer geerbt, er war kriegerisch und tapfer, aber er besaß die Talente und die guten Eigenschaften seines Vaters nicht; er war nicht edelmüthig, sondern ein Tyrann und ein Geizhals, wie die vorgenannten unparteiischen Berichtgeber versichern, und wie noch mehr aus den auf Aktenstücken beruhenden Anekdoten von Tippu Saheb erhellet, welche Sonnini seiner gedachten Ausgabe von Sonnerat, T. II. p. 233 f. beigefügt hat. Anm. d. Ueb.

weißen Tyrannen zu entziehen, verdient nicht minder meine Hochachtung.

Die Lebensgeschichte, Thaten und der Charakter dieses unglücklichen Fürsten, und die Grundursachen, die den Sturz des Mässurischen Reichs bewirkt haben, sind noch wenig bekannt. Was man in Europa davon weiß, ist größten Theils falsch, und nicht viel mehr, als was uns die Engländer in ihren vergifteten Schüsseln aufgetischt haben. *)

Diese Engländer, die das Mässürische Reich **) erobert, ausgeplündert und vertheilt, die Schätze des unglücklichen Fürsten geraubt, und seinen überaus kostbaren, mit Diamanten und anderen Edelsteinen reichlich geschmückten Thron, als wäre er eine rechtmäßige Beute, auf eine ärgerliche und lächerliche Weise prahlerisch nach ihrem großen Raubneste ***) in Europa geschleppt ha-

*) Daß wir auch unparteiischere Nachrichten von Franzosen und Anderen besitzen, ist schon aus vorstehenden Anmerkungen des Uebersetzers zu ersehen. Anm. d. Ueb.

**) Das Reich von Mässur oder Mahasur gränzte westwärts an das Gebirge von Dalmacherny und an das Meer, südlich an Travankor und Madura, nordwärts an Sunda und Visiapur, ostwärts an Guntur und Ongola und bestand aus den Landschaften: Mahasur, Bednur, Koimbatur, Kanarie (Kanara) und Sindigal; außer den vielen und ansehnlichen Eroberungen von Hyder-Ali. Anm. d. Verf.

***) Der Verfasser sagt in seinem, gewiß nicht ganz gerechten Grimme: Groot roofnest. Der Uebersetzer dolmetschte

ben; diese allein sind es, welche uns Nachrichten von dem Leben und den Thaten des Tippu Saheb, sowie von dem traurigen Ausgange seines letzten Krieges mitgetheilt haben. *) — Es ist daher sehr begreiflich, daß alle diese Berichte höchst parteiisch sind. — Man bedenke nur, wie die Engländer den Hyder-Ali, ihren geschwornen Todfeind, als einen Wütrich, Bluthund und Geißel seiner Länder geschildert haben. So nannten ihn die Engländer. Die blutdurstige Hyäne beschuldigt den edeln Löwen der Grausamkeit! —

Nachbeter, französische und holländische Schriftsteller schrieben, für Geld oder aus eigenem Antriebe, den Engländern diese Lügen über Indien's Angelegenheiten und Geschichte treulich nach, und fügten ihren Uebersetzungen noch eine Menge Unwahrheiten bei, die sie theils selbst erdachten, theils aus parteiischen Reisebeschreibungen zogen. **)

Es ist zu bedauern, daß der große Hyder-Ali noch keinen sachkundigen, erfahrenen und unparteiischen Geschichtschreiber gefunden hat!

treu, ob er gleich diesen gehässigen Ausdruck für sehr übertrieben hält. Anm. d. Ueb.

*) Daß dies nicht ganz richtig ist, bedarf keiner weitern Bemerkung. Anm. d. Ueb.

**) Die oben in der Anmerkung genannten Schriftsteller lassen dem Hyder-Ali volle Gerechtigkeit widerfahren; auch ist die Geschichte seines Sohnes von Nicht-Engländern sehr unparteiisch, besonders von Sonnini am angeführten Orte, geschildert worden. Anm. d. Ueb.

Dieser Fürst war nichts weniger als ein Tyrann, sondern ein Vater seiner Unterthanen; er übte Gerechtigkeit, war Alles umfassender und überblickender Selbstherrscher, mäßig, tapfer und klug. Er hatte seine Größe und Macht nur sich selbst zu danken, und wußte sie mit Ehre zu behaupten. *)

Das große Vorhaben, Indien von den schändlichen Bedrückungen der Europäer zu befreien, war

*) Le Goux de Flaix, der die falschen Nachrichten, welche die Engländer von diesem großen Manne verbreiteten, Lügen straft, und der ihn genau kannte, schildert ihn kürzlich, (Essai sur l'Indoustan, T. I. p. 32 und 33) mit folgenden Worten: „Seine Erziehung war gänzlich vernachlässigt worden; er konnte weder lesen noch schreiben; dennoch sprach er sehr gut sieben bis acht verschiedene indische Sprachen; von der Natur allein begünstigt, die ihn mit ihren schönsten Gaben ausgestattet hatte, schwang er sich von der Stelle eines Naik (Befehlshabers eines kleinen Trupps Soldaten) zu der höchsten Stufe empor. Er regierte dreißig Jahre lang das Reich, das er seinen rechtmäßigen Königen entrissen hatte, als Held und Staatsmann, allein unterstützt von seiner Charakterstärke, seinem Kopfe, seinem Scharfsinne und seiner Seelenstärke, die allein schon hinreichend waren, ihn gleich einem Cäsar zu dem höchsten Range zu erheben, in welchem Lande und unter welchen Umständen er gelebt hätte, und wie groß auch die Hindernisse gewesen wären, die sich ihm entgegen gesetzt hätten. Dieser Mann war in jeder Hinsicht außerordentlich; ein eben so kluger Feldherr und Politiker, als weiser und erfahrner Regent." — Man vergleiche damit, was Papi am oben angeführten Orte zum Lobe dieses Fürsten sagt.

D. Ueb.

ganz seiner würdig. Er war die Geißel der Engländer; auch zitterten sie vor seinem bloßen Namen. Früher oder später hätte er seinen großen Plan gewiß ausgeführt, aber der Tod verhinderte ihn daran; denn im Buche des Schicksals stand es geschrieben, daß Elend der Hinduer solle noch kein Ende nehmen!

Er starb am 9ten December 1782 zu Arkot (Arkat), der Hauptstadt von Karnatik, die er kurz vorher den Engländern entrissen hatte, welche in ihm ihren furchtbarsten Feind verloren. Man will deutliche Beweise gefunden haben, daß er vergiftet worden sey. O die Engländer! *) —

Und der unglückliche Tippu-Saheb, welch' ein schreckliches Beispiel des oft so traurigen Schicksals der Großen der Erde! — Gleich einem zweiten Hannibal hatte dieser Fürst seinem Vater unversöhnlichen Haß gegen die Engländer auf den Koran geschworen, und er brach den fürchterlichen Eid nicht! — Ach, er wurde ein Opfer desselben!

Während des Kriegs vom J. 1781 hatte Hyder-Ali-Khan, und nach dessen Tode sein Sohn mit den Franzosen in Indien gegen die Engländer gemeinschaftliche Sache gemacht, obgleich beide den Europäern

*) Sonnini berichtet (am angef. Orte p. 193) er sey aus Verzweiflung, weil er seine Plane scheitern sah, gestorben. — Legoux-de-Flaix sagt (am angef. Orte) Hyder-Ali sey 82 Jahre alt geworden. Anm. d. Ueb.

über-

überhaupt nicht gewogen waren *) Nach einem beinah dreijährigen Kriege mit den Engländern, gerade in dem Augenblicke, in welchem die Engländer verschiedene Schlachten und die Festung und Provinz Bednur wieder verloren hatten, in welchem Oberst Braithwait gänzlich geschlagen, und Oberst Matthews mit seinem ganzen Korps gefangen genommen war, ja in welchem die Engländer sich schon in der größten Verlegenheit befanden, kam plötzlich die Nachricht von dem zwischen Frankreich und England (im J. 1783) geschlossenen Frieden in Indien an; die Franzosen, die bei Tippu Saheb waren, erklärten nun, daß sie nicht weiter gegen die Engländer fechten dürften; dieser Fürst war nicht mit in den Frieden eingeschlossen worden, und befand sich nun seiner Seits auch in Verlegenheit; denn er war jetzt genöthigt, ebenfalls einen Frieden mit den Engländern zu schließen, in welchem der status quo ante bellum zur Grundlage angenommen werden mußte.

*) Aus der Geschichtserzählung unsers Verfassers lassen wir hier alle Einseitigkeiten weg, und behalten nur das bei was mit anderen Berichten, besonders mit der historischen Uebersicht von Sonnini (am angef. Orte) verglichen zu werden verdient. Daß die Parteilichkeit des Verf. zu wei geht, ersehen die Leser schon aus diesem Auszuge obgleich das Auffallendste daraus weggelassen ist. Um die Anmerkungen nicht allzusehr zu häufen, müssen die weiteren Vergleichungen und Prüfungen der Angaben unsers Verf. d Lesern selbst überlassen werden. Anm. d. Ue.

Tippu Saheb's Haß gegen die Engländer wurde dadurch nur verstärkt, und eben darum unterdrückte er seine gerechte Empfindlichkeit über das unfreundschaftliche Betragen der Franzosen *), und suchte sich enger an sie anzuschließen; er schickte im J. 1788 zu dem Ende Wäkils oder Gesandte nach Versailles, die mit vielen Ehrenbezeugungen und großer Pracht empfangen, aber mit bloßen Versprechungen abgespeiset, wieder entlassen wurden.

Diese Gleichgültigkeit, mit welcher der französische Hof die freundschaftlichen Anerbietungen des tapfern Tippu Saheb abwies, war die Frucht englischer Intriguen. Würde er gehörig unterstützt worden seyn, so wären die Engländer in Indien verloren gewesen. Da sie aber sahen, wie wenig Lust Frankreich bezeigte, sich in nähere Verbindung mit ihrem Erbfeinde einzulassen **) so schmiedeten sie neue Plane gegen denselben, und setzten alle ihre Hülfsmittel in Bewegung, um die Höfe von Punah (Hauptstadt des Mahrattenstaats) und von Hyder-Abad (Hauptstadt des Ni-

*) Man ersieht aus den von Sonnini (Voyage de Sonnerat nouv. Ed. T. II. p. 185 et suiv.) mitgetheilten Aktenstücken, wie wenig Tippu Saheb ein freundschaftlicheres Betragen von Seiten der Franzosen verdiente.
Anm. d. Ueb.

**) Im J. 1788 war Frankreich (die Revolutoin brach ja im J. 1789 aus) in einem solchen Zustande, daß es einem indischen Fürsten wenig Beistand leisten konnte; denn es hatte mit sich selbst genug zu thun! Anm. des Ueb.

zam oder Königs von Golkonda) in ihr Interesse zu ziehen, um den arglosen Nabob von Mässur, ehe er sich dessen versah, feindlich zu überfallen. Es gelang ihnen, und vereint mit den Mahratten und dem Nizam stürzten sie nun auf Tippu-Saheb los, der einer solchen Macht nicht widerstehen konnte, und zu diesem Kriege noch nicht gehörig vorbereitet war. — Dennoch widersetzte er sich ihnen mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit, und beinahe wäre es ihm gelungen, das ganze Korps von Cornwallis gefangen zu nehmen. Da er aber von seinen vereinigten Feinden auf allen Seiten angefallen wurde, so mußte er endlich einen nachtheiligen Frieden schließen, der ihm mehrere Opfer kostete, und da die Engländer seinen tiefgewurzelten Haß gegen sie kannten, und wohl wußten, daß er diesen Frieden nur schloß, um Zeit zu gewinnen und bei guter Gelegenheit ihn wieder zu brechen, so zwangen sie ihn, zwei von seinen Söhnen ihnen als Geiseln zu überliefern.

Die Engländer haben sich dieser niederträchtigen Handlung so wenig geschämt, daß sie dieselbe durch zwei Kupferstiche verewigt haben, deren einer den Abschied der Mutter von diesen zwei Kindern darstellt, die sie nun so gut als dem Tode hingiebt, und der andere den stolzen Cornwallis abbildet, wie er die Kinder in Empfang nimmt! — Welch ein Herzeleid für den unglücklichen Fürsten!

Die Franzosen konnten und wollten damals ihrem indischen Bundsgenossen nicht helfen, mit dessen Beistand

allein sie vermögend gewesen wären, den Engländern in Indien das Gegengewicht zu halten.

Verblendet von seinem Hasse, und ohne die vorsichtige Klugheit seines Vaters zu besitzen, ließ sich Tippu-Saheb aufs neue beifallen, mit Aufopferung seiner beiden Söhne, sich zu einem Kriege gegen die Engländer vorzubereiten; so geheim er auch seine Rüstungen hielt, so entgiengen sie doch den wachsamen Augen der lauernden Engländer nicht, die sich bald durch ihre Spione der Sache vergewisserten, und ihn dann, ehe er seine Kriegsrüstungen beendigt hatte, mit ihren Verbündeten, den Mahratten und dem Nizam unversehens überfielen. *)

Ohne mich weiter bei der Geschichte dieses für Indien so unglücklichen Krieges aufzuhalten, will ich nur anmerken, daß Tippu-Saheb besiegt wurde, und sich dann unvorsichtiger Weise in seine feste Hauptstadt Seringapatnam einschloß, welche die Feinde mit Sturm eroberten, und wo man den unglücklichen

*) Umständlicher ist diese Geschichte in Sonnini's mehrgedachtem historischen Zusatze zu seiner Ausgabe von Sonnerat's Reise erzählt. — Die Tagsgeschichte meldete damals, daß ein von Ile-de-France abgegangenes französisches Schiff, das dem Tippu-Saheb die Nachricht von dem für ihn bestimmten Beistande überbringen sollte, in die Hände der Engländer gefallen sey, die sodann den Franzosen zuvorkamen.

Der Ueb.

Fürsten selbst bei einer Batterie, die er persönlich verthei- digen half, todt fand. *)

Alle seine Länder fielen nun in die Hände seiner Feinde. Zwei Drittel derselben wurden zwischen den Engländern und ihren Bundsgenossen, den Mahratten und dem Nizam vertheilt, und das letzte Drittel wurde unter dem Scheine einer] gerechten Schadloshaltung einem (wirklichen oder vorgeblichen) Abkömmling des von Hyder-Ali entthronten Rajah von Mässur, einem Kinde Namens Kistna,**) als Lehen, unter englischem Schutze zugetheilt. Damit aber die liebe, gute brittisch-ostindische Handels-Kompagnie und ihre wackeren Diener die Aufsicht über den jungen Fürsten und das Land nicht umsonst führen, so ist demselben ein jährlicher Tribut von 30 Lack (3 Mill.) Rupien aufgelegt worden, wozu dann noch 8 Lack (800,000) Rupien zur Unterhaltung der englischen Truppen in dem Lande gekommen sind, welches ungefähr so viel beträgt, als das ganze Land jährlich aufbringen kann. ***) — Seither haben die Engländer den Theil

*) M. s. die Abhandlung über Tippu-Saheb und sein Reich im IV Bde. der Sprengelschen Bibliothek der Reisen rc.
Der Ueb.

**) Kisna Raige war damals (1799) fünf Jahre alt, folglich muß er jetzt erst 15 Jahre haben.
D. Ueb.

***) Die Engländer selbst schätzten bei der gedachten Theilung die jährl. Einkünfte des dem jungen Rajah von Mässur zugetheilten Landes auf 4,122,228 Rupien; wenn nun

von Mässur, der dem Nizam zugefallen war, an sich zu bringen gewußt, und es wird ihnen wohl nicht an Mitteln fehlen, um auf irgend einem Wege einst noch denjenigen Theil dazu zu erhalten, der den Mahratten abgetreten worden ist. Was aber dem jungen Fürsten von Mässur zugetheilt wurde *), ist so gut als Eigenthum der Engländer zu betrachten; denn die Häuchler haben ihn, wie schon aus dem Vorgesagten erhellt, nur zum Scheine, und um sich das Ansehen der Großmuth zu geben, auf den Thron erhoben. — Man lese nur den über die gedachte Theilung abgeschlossenen Vertrag **).

So fiel das Mässursche Reich, das ein wahrhaft großer Mann gegründet hatte! Für die Franzosen war dies ein unersetzlicher Verlust; denn nun möchte es ihnen wohl beinahe unmöglich seyn, in Indien wieder ein Mal festen Fuß zu fassen. — Doch darf man nicht glauben,

3,800,000 Rupien davon abgezogen werden, so bleiben dem Fürsten nur — 322,228 Rupien!!! — Der Antheil des Landes, den die Engländer sogleich bei der Theilung für sich behielten, trägt jährl. 1,395,888 Rupien; der damals dem Nizam zugefallene 1,821,000 und der Mahrattische Antheil 791,000 Rupien ein. Der Ueb.

*) Größe = 1190 Qu. M. Haupt- und Residenzstadt Mässur (Mysore) — Seringapatnam haben die Engländer für sich behalten. Der Ueb.

**) Der Verf. theilt hier einen Auszug aus diesem Vertrage mit, da derselbe aber schon zu seiner Zeit in teutschen Zeitschriften erschienen ist, so muß er hier wegbleiben. Der Ueb.

daß die Engländer allein im Stande waren, das Mässur-sche Reich durch die Gewalt der Waffen zu erobern. Ihre Bundsgenossen und die Hülfsmittel der List und Verrätherei, die sie dazu anwandten, thaten das meiste dabei; denn auch Seringapatnam wurde nur durch Verrätherei erstürmt, und Tippu-Saheb von einem gedungenen Mäuchelmörder ums Leben gebracht; diese Stadt wurde dann der Plünderung, und die Weiber des gefallenen Fürsten der Schändung Preiß gegeben.

Seit dieser Zeit ist der Uebermuth der Engländer in Indien auf den höchsten Grad gestiegen; denn ihr furchtbarster Feind ist nicht mehr! — Doch sind noch Fürsten genug in Indien, die den übermüthigen Britten die Spitze bieten können, und da die europäische Kriegskunst täglich größere Fortschritte in diesem Lande macht, so dürfen die Engländer nicht so ganz ruhig in ihren geraubten Ländern seyn. Die indischen Fürsten fürchten die Gewalt der Waffen dieser Europäer nicht, wohl aber ihre Verräthereien und Bestechungen. — Dadurch und durch die Zwietracht, die sie unter den verschiedenen Regenten Indiens zu erwecken und zu nähren wissen, haben sie sich bisher noch aufrecht erhalten. — Aber wie lange kann dies dauern? Früh oder spät müssen die getäuschten Fürsten ihre Augen zu ihrem eigenen und dem allgemeinen Besten öffnen, und dann ist es um die brittischen Tyrannen in Indien geschehen!

Sie sind verloren, wenn die Mahrattenfürsten ein Mal sich vereinigen, um mit gesammter Macht über sie herzufallen! —

Das Land der Mahratten erstreckt sich vom Kap Komorin auf der Südspitze der westlichen indischen Halbinsel bis nordwärts an die Gränzen von Ost-Persien; auf der Ostseite wird es von dem Koralik, den nördlichen Circars und dem Lande des Subah von Dekan, Nizam al Mulak begränzt; doch zieht sich die Provinz Kattak, die auch zum Mahrattenreiche gehört, bis an den bengalischen Meerbusen. *) — Die natürliche Stärke und die unersteiglichen Gebirge dieses weit ausgedehnten Landes sind der angebornen Tapferkeit der Einwohner zu Hülfe gekommen, um ihre Unabhängigkeit mitten in den verschiedenen Umwälzungen und Unruhen, die in Hindustan Statt hatten, zu behaupten. — Dieselben Umstände sind auch die Ursachen ihrer Raubsucht und ihrer unüberwindlichen Neigung zu den Waffen. — Bei diesem kriegerischen Volke sind noch jetzt die alten orientalischen Sitten, und besonders die ausgedehnteste und pünktlichste Gastfreiheit üblich. —

Vor Zeiten waren alle mahrattische Stämme unter

*) Diese Angabe von dem Umfange des Mahrattenstaates war schon vormals, und ist jetzt noch unrichtig. Der Mahrattenstaat erstreckt sich bei weitem nicht bis an das Kap Komorin, er begreift nur einen Theil der Westseite der obern Halbinsel, und eine Strecke von Hindustan zusammen etwa 26,000 Qu. M. Die Landschaft Kattak oder Kuttak gehört jetzt den Britten. (M. s. Wahl's Erdbeschreibung von Ostindien, S. 982).

Anm. d. Ueb.

Einem Oberhaupte vereinigt, dessen Residenz zu Sitterah und dessen Titel Su oder Ramdradsch war; aber durch innere und äußere Uneinigkeiten, wurden sie in mehrere, unter einander unabhängige Staaten zertheilt. — Ihre gesammte Kriegsmacht besteht in 300,000 Mann Reuterei und 100,000 Mann Fußvolk.

Der heutige Name dieses Volkes wird von der vormaligen dekanschen Provinz Mharat oder Marhat abgeleitet. *) — Sewadschi war der Gründer der mahrattischen Macht, ein Mann von unbeschränkter Herrschsucht, gränzenlosem Unternehmungsgeiste, unerschütterlicher Beharrlichkeit und Tapferkeit, und großen militärischen Talenten, der sein ganzes Leben hindurch allein der Macht des Aureng-Saheb widerstand. Sein Sohn und Nachfolger Schumbojeh trat in die Fußstapfen des Vaters, und während seiner Regierung wurde der Mahrattenstaat mächtiger und ausgebreiteter. Aber sein Sohn Sahuje, ob er schon Anfangs glücklich regierte und auch in die Fußtapfen seiner Vorgänger trat, wurde am Ende nachlässig, stellte acht Oberbeamte oder Staatsminister an, welchen er die ganze Regierung anvertraute, und welche sodann die Obergewalt unter sich theilten, woraus eine unglückliche Vielherrschaft entsprang. —

Auch der Nizam (Subah von Dekan, König

*) Andere leiten ihn von Maha Radschah (d. h. großer Fürst oder Kaiser) dem alten Titel des Oberhaupts der Mahratten ab. Anm. d. Ueb.

von Golkonda) könnte den Britten gar leicht gefährlich werden, wenn er es nicht mit ihnen hielte *), so wie Scheman Schach, König von Kandahar (Ost-Persien) ihr geschworner Feind, vor dem sie zittern. **) Er ist ein tapferer Mann und kann 200,000 auserlesene Reuter und halb so viel Infanteristen ins Feld stellen. ***)

Würde nur ein Mal ein wircksamer Angriff auf die brittische Macht in Indien geschehen, so dürfte man gewiß seyn, daß alle asiatische Völker, mit welchen sie, als mit eben so vielen Feinden umringt ist, über sie herfallen und den tyrannischen Koloß umstürzen würden! O er muß doch endlich fallen, und sein Ende wird kommen mit Schrecken! — Denn die Engländer haben es durch ihr Betragen so weit gebracht, daß sie keinen einzigen wahren Freund in Indien mehr haben!

*) Er ist jetzt sogar ihr Vasall.

Anm. d. Ueb.

**) Jetzt nicht mehr; denn dieser unglückliche Monarch ist seines Thrones und seines Gesichts beraubt worden; er regiert zwar jetzt wieder in Gesellschaft seines Bruders, seit der Usurpator Schach Mahmud durch die Revolution vom Jahre 1804 gestürzt wurde, aber sein Reich ist jetzt zerstückelt und allen Gräueln eines Bürgerkriegs ausgesetzt. (M. s. Allg. geogr. Ephem. 1809. XXVIII. Bd. S. 294). — Hr. Haafner scheint mit der neuesten Geschichte Indiens nicht vertraut zu seyn. Anm. d. Ueb.

***) Jetzt heißt es auch hier: Fuimus Troes! —

Anm. d. Ueb.

Alles kündigt in unseren Zeiten den nahen Sturz der auf Gräuelthaten und Intriguen gegründeten brittischen Herrschaft in Indien an. Er wird geschehen, ehe man sich dessen versieht, und plötzlich wird das ganze, für so dauerhaft gehaltene Gebäude zusammenstürzen, und unter seinen Trümmern werden die Engländer ein Grab finden, das sie sich selbst gegraben haben! —

Neunter Abschnitt.

Fernere Klagen über die Engländer in Indien. — Der Gouverneur Hastings. — Der unglückliche Fürst Nundokomar. — Unbestrafte Schandthaten. — Gleiche Mönche, gleiche Kappen.

Gewiß besteht die brittische Macht in Indien nicht fünfzig Jahre mehr; Alles vereinigt sich, um ihren Untergang allmälich herbeizuführen. Es wird den Engländern in Indien ergehen, wie mit ihren Kolonien in Nordamerika; sie werden aus dem Lande gejagt werden, ehe sie es vermuthen.

In Indien ist ihr Zustand noch mißlicher und gefährlicher, als er vormals in Amerika war. Sie haben keinen Bundsgenossen mehr, auf dessen Treue sie sich verlassen könnten, wenn sie selbst in Noth gerathen. Sie schweben wie ein Kahn auf offenem Meere, auf allen Seiten von himmelhoch heranstürmenden Wogen umringt, die

ihn zu verschlingen drohen. Sie sind in Indien von höchst ergrimmten Völkern umgeben, die, wie der hungrige Wolf auf das Lamm, nur auf den Augenblick lauern, in welchem sie die verhaßten Tyrannen zermalmen können!

Bekanntlich besteht die vorzüglichste Kriegsmacht der indischen Britten in Sipajen (indischen Soldaten), die sie in Hinsicht des Muths und der Tapferkeit weit übertreffen; diese werden gewiß ein Mal vereint gegen ihre Tyrannen aufstehen, so wie es schon einzelne Regimenter derselben thaten, nachdem sie ihre englische Offiziere ermordet hatten, u. s. w. Die Waffen, die man ihnen reichte, und die Kriegskunst, die man sie lehrte, werden diese Miethlinge einst zum Verderben der Despoten ihres Vaterlandes gebrauchen, und das kleine, von ihnen verlassene Häufchen, durch Ausschweifungen entnervter Europäer wird zerstieben, wie Spreu im Winde!

Was den glücklichen Zustand ihrer Besitzungen in Indien betrifft, wovon die Engländer so viel Aufhebens machen, so besteht derselbe mehr im Scheine, als in der Wirklichkeit! — Im Gegentheile, Alles neigt sich in den brittischen Niederlassungen zum Verfalle! — Auf Alles ist der Stämpel der Erschlaffung und der Erschöpfung gedrückt, und doch heißt es immer in den Berichten, Alles sey im blühendsten Zustande, Jedermann zufrieden und glücklich.

Das Elend, in welchem diese Länder schmachten, und die schröcklichen Folgen, die über kurz oder lang daraus entspringen müssen, sind den Direktoren der englisch-

ostindischen Kompagnie in Europa mehr oder weniger bekannt; sie wissen gar wohl, aus welchen Quellen ihre Beamten die Schätze schöpfen, die sie bei ihrer Rückkehr mit nach England schleppen; sie wissen, wie sehr die indischen Völker gedrückt und ausgesogen werden, und wie sehr auch die Gesellschaft selbst bestohlen wird; aber aus Nachlässigkeit, Unerfahrenheit, Unvermögen zu helfen, und vorzüglich um des eigenen Vortheils willen, sieht man solchen Blutigeln durch die Finger, und getraut sich nicht, strenge Maasregeln gegen die schreienden Misbräuche anzuwenden.

Man ist auf den Einfall gekommen, die aus Indien mit Schätzen, die sie in wenig Jahren dort einsammelten, beladen Zurückkehrenden, über die Erwerbungsart ihres Vermögens zur Rechenschaft zu ziehen; aber diese Maasregel war ganz fruchtlos und von demselben Werthe, wie die Verordnung der vormaligen holländisch-ostindischen Kompagnie, kraft welcher die Beamten derselben, jeden Monat einen Reinigungseid ablegen mußten, daß sie den Vortheil der Kompagnie nicht verkürzt haben. — Um die Art, wie sie die Unterthanen behandelten und drückten, kümmerte man sich nicht. — Und was ist ein Eid für Leute, die, in der Absicht ihr Glück zu machen, nach Indien gehen und ihr Gewissen zu Hause lassen!

Was die Engländer betrifft; so sind alle die kleinen und schwachen Mittelchen, welche ihre Regierung angewendet hat, um den Erpressungen und Räubereien in jenen Ländern Einhalt zu thun, oder sie wenigstens zu

vermindern, ganz ohne Wirkung geblieben und haben nicht die mindeste Veränderung in dem Betragen der Beamten hervorgebracht. Sie gehen noch immer ihren alten Gang fort, morden, rauben, plündern und erobern Länder, wie vormals. Nachsichtsvoll sehen die Herren Direktoren dem schändlichen Unfuge zu; nur dann und wann berufen sie einen der ärgsten Tyrannen vor ihren Richterstuhl, damit er sich doch wenigstens zum Scheine wegen der ihm angeschuldigten Verbrechen und Schandthaten verantworte und entschuldige. Wann dann die Aufmerksamkeit von ganz Europa, wenigstens die aller gefühlvollen und edeldenkenden Menschen in banger Erwartung auf die richterliche Entscheidung gerichtet ist, in der Hoffnung, es werde doch ein Mal ein abschröckendes Straf-Exempel gegeben werden, um die beleidigte Menschheit zu rächen; o dann muß man am Ende die Sache auf die lange Bank geschoben sehen; sie wird zulezt in das Register der Vergessenheit geschrieben; oder wenn ja Etwas geschieht, so wird der Missethäter unter dem Vorwande, die gegen ihn beigebrachten Beweise seyen unvollständig, als schuldlos entlassen und frei gesprochen. Ja man belohnt ihn wohl gar noch mit einer höhern, ansehnlicheren Stelle, oder beehrt ihn mit höherm Rang und Titel, ihn, der nach den Forderungen der Gerechtigkeit unter dem Henkersbeile hätte verbluten sollen!

Ein auffallendes Beispiel dieser Art gab der allberüchtigte und allgemein bekannte vormalige General-Gouverneur von Bengalen, Warren Hastings. Er war der Sohn eines Predigers, und wurde im J.

1732 zu Darlsford in der Grafschaft Worcester geboren. Im J. 1750 kam er als Assistent oder Schreiber in die Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie, nach Kalkutta in Bengalen, wo er sich auf die Erlernung der persischen Sprache legte, und sich dieselbe zu eigen machte. Im J. 1765 kam er wieder nach Europa, wo er in dieser Sprache Unterricht gab; doch kehrte er schon im folgenden Jahre (1766) nach Indien zurück, wo er zu Madras, als zweiter Rath angestellt, und dann im J. 1772 zum General-Gouverneur aller Besitzungen der brittischen Kompagnie in Indien erhoben wurde.

Seine Frau war eine Würtembergerin *); ihr erster Mann war ein Kunstmaler, der mit ihr zu Kalkutta wohnte. Hastings, der sich in sie verliebt hatte, machte sie, mit Bewilligung ihres dafür reichlich bezahlten Mannes, zu seiner geheimen Geliebten. Endlich wußte sie es dahin zu bringen, daß Hastings

*) Eine geborne Chapuset, von französisch reformirten Flüchtlingen abstammend; ihr Vater war ein Gärtner zu Stuttgart: sie selbst ein armes Waschermädchen. Ihr Bruder, auch ein Gärtner, wurde von seinem Schwager Hastings zum reichen Manne gemacht, lebte als ein vornehmer Herr in Stuttgart, hielt Equipage, und hatte seinen angeblich alten französischen Adel noch zu Anfang der Revolution auffrischen lassen. Hastings hat auch während seines Prozesses einige Millionen Gulden durch einen Geschäftsführer im Würtembergischen und in den umliegenden Gegenden auf Zinsen anlegen lassen.

Anm. d. Ueb.

sie heurathete, nachdem er ihren Mann durch eine große Summe (man sagt, 100,000 Rupien) dahin vermocht hatte, daß er sich von ihr scheiden ließ. Dieser gieng dann mit seinem Gelde nach Europa zurück. *)

Welch ein Aufsehen erregte nicht die Anklage gegen diesen, himmelschreiender Verbrechen beschuldigten vormaligen General-Gouverneur von Indien! Welche Kosten wurden aufgewandt, welche Vorbereitungen zu diesem Prozesse gemacht!

Aber der Angeklagte sowohl, als alle Sachkenner wußten es zum voraus, daß es hier nicht darauf abgesehen war, den Beschuldigten zu einer, den ihm zur Last gelegten Verbrechen angemessenen, Strafe zu ziehen, sondern ihn lediglich um ein Paar hunderttausend Pfund Sterlinge leichter zu machen, und der Welt durch ein bloßes Gaukelspiel weiß zu machen, man handhabe noch Recht und Billigkeit! —

Nichts desto weniger traten Fox, Burke, Martin und Andere, als Ankläger gegen Hastings auf, und legten ihre Beschuldigungen, sieben und vierzig an der Zahl, und lauter Kapitalverbrechen, dem Parla-

*) Nach anderen glaubwürdigen Berichten kaufte Hastings seine nachmalige Frau einem Herrn von Imhof von Augsburg, bei dem sie Maitresse war, und der sie mit sich nach England genommen hatte, ab.

Anm. d. Ueb.

Parlamente vor. Es waren solche Gräuelthaten darunter, daß bei der öffentlichen Vorlesung derselben mehrere Frauenzimmer, die sich unter den Zuhörern befanden, vor Entsetzen in Ohnmacht fielen.

Eine Menge anderer, minder wichtiger Missethaten und Vergehungen gegen die bestehenden Gesetze, gegen Tugend, Ehre, Pflicht, Menschheit und Gastfreiheit, worunter mehrere waren, die jeden Privat- oder gemeinen Mann unvermeidlich auf das Schaffot gebracht hätten, übergieng man mit Stillschweigen, weil sie in Betracht der 47 Hauptverbrechen keine Erwähnung zu verdienen schienen. Diese Hauptverbrechen waren bloß solche, bei welchen die ostindische Handelsgesellschaft selbst mit ins Spiel kam, und die in ganz Indien allbekannt waren. Die geheimen Schandthaten des General-Gouverneurs, so wie die, welche er durch seine Gehülfen begehen ließ, sind in tiefe Vergessenheit begraben, und werden wohl nie an das Tageslicht kommen.

Burke warf dem Angeklagten vor, er sey mit Verbrechen von der ersten Größe beladen, und seine Amtsführung in Bengalen sey eine entsetzliche Masse von Verdorbenheit und Bosheit! —

Er ließ sich in eine weitläufige und ausführliche Darstellung der unzähligen geheimen und öffentlichen Diebereien, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten ein, die durch diesen General-Gouverneur, seine Agenten und andere Beamte der Kompagnie verübt worden sind.

Er schilderte mit den stärksten Farben die Drangsale, welche die Landeseingebornen durch Plünderungen, Hungersnoth, Raub und Mord von den Engländern erlitten haben. Er tadelte und verwünschte den allgemein bei solchen Handelsgesellschaften üblichen Gebrauch, Glücksritter und Abentheurer, die keine Lust haben, in Europa ihr Brod auf eine ehrliche Art zu erwerben, nach Indien zu schicken. Er bediente sich dabei der Ausdrücke: „Diese Verfahrungsweise sey „gerade dieselbe, als wenn man eine Heerde Wölfe „und Geier losließe, um unschuldige Geschöpfe auf„zufressen!“ —

Weiter sagte er unter andern in seinen Beschuldigungen gegen Hastings und andere Oberbeamte in Indien: „Unter dem erdichteten Vorwande, der Nabob „Asophal-Daulah sey noch 789,828, der Nabob von „Arkot 968,012 und der Radschah von Tanschaur „158,250 Pfund Sterling der Kompagnie schuldig, „verheerten und verbrannten sie Städte und Dörfer, „führten einen schändlichen Verwüstungskrieg, morde„ten Weiber und Kinder oder schleppten sie in die „Sklaverei, und luden dadurch den Fluch, den Ab„scheu und die Verachtung aller gefühlvollen Seelen „auf sich!“ —

Insbesondere beschuldigte er den vormaligen Gouverneur Hastings, er hätte den meisten Befehlen, die er von den Direktoren aus Europa erhielt, entweder nicht gehorcht, oder ihnen geradezu entgegen ge-

handelt, und stellte eine lange Reihe von solchen verkehrt ausgeführten Befehlen auf.

— Doch, wie sollte dies möglich gewesen seyn? Sollten die Direktoren der Kompagnie nicht Mittel genug gehabt haben, sich Gehorsam zu verschaffen? — Konnten Sie nicht, wie es ja auch zuletzt geschehen ist, den Widerspenstigen zurückberufen und zur Verantwortung ziehen? — Es kann nicht anders seyn, als sie müssen ihre stillschweigende Zustimmung zu seinen Unterdrückungen und ungerechten Vergrößerungen in Indien gegeben, und die Befehle, welchen er zuwider handelte, nur zum Scheine erlassen haben. — Dieses erreicht auch schon dadurch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß sie diesen angeblichen Ungehorsam so viele Jahre lang ungeahndet hingehen ließen, und die Erpressungen und Räubereien, die an den Landeseingebornen verübt wurden, und die sie zu misbilligen vorgaben, nicht nur nicht durch Ersatz des, im Namen und für Rechnung der Kompagnie Geraubten vergüteten, sondern auch jetzt noch immer solche Verbrechen ungestraft lassen.

Hat man je gehört, daß die englisch-ostindische Kompagnie jemals eine, von dem Ungeheuer, dem teuflischen Bösewicht Clive und von der ganzen Reihe seiner tyrannischen Nachfolger in ihrem Namen und zu ihrem Vortheile verübten, schreienden Ungerechtigkeiten auf irgend eine Weise wieder gut gemacht, oder den Mißhandelten Entschädigungen bewilligt habe? — Hat sie jemals

die widerrechtlicher Weise durch ihre Beamte den indischen Fürsten geraubten Schätze und Länder wieder zurückgegeben? Hat sie jemals die von den Ihrigen an den unglücklichen Indiern verübten Grausamkeiten bestraft, um wenigstens diesen Völkern zu beweisen, daß solche Schandthaten nicht mit ihrer Bewilligung geschehen? — Wie kann man sie denn nun von allem Antheile an der Schuld frei sprechen? — Würden die Engländer in Indien nur Gerechtigkeit handhaben lassen, so würden sie unfehlbar den Einwohnern ihr Joch erleichtern und ihr ganzes Zutrauen gewinnen! —

Cheitsing, Radschah von Benares, ein Fürst von ausgezeichneten Tugenden, ein Vater seines Volks, wurde von Hastings ohne allen Schein des Rechts, unter dem unwahrscheinlichsten Vorwande, seines Throns beraubt. Aus Furcht vor geheimen Dolchen, Gifte oder schmählicher Gefangenschaft sah dieser Fürst sich genöthigt, mit Zurücklassung seiner Familie und seiner Schätze in fremde Länder zu fliehen, und als ein Verbannter unstät von einem Orte zum andern umher zu irren. — Hastings hatte schon längst ein gieriges Auge auf die Reichthümer dieses Fürsten geworfen, und den Entschluß gefaßt, das Land zu erobern, um sich ihrer bemächtigen zu können. Diesen Raubzug führte er auch im J. 1781 aus.

Das Parlament und die Direktoren der Kompagnie selbst nannten diese That: schlecht, entehrend, unverantwortlich, grausam, höchst unpolitisch

und schändlich! — Aber die Engländer waren dennoch erfreut über den, auf diese schändliche Weise erhaltenen Gewinn der schönen, herrlichen Landschaft Benares und ihrer Diamantengruben, und dachten nicht daran, sie ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zu geben.

Die Begums oder Prinzessinnen von Aud wurden von Hastings auf die unerhörteste Art gemißhandelt, aus dem Harem gejagt, und zu Fizabad in einen schmutzigen Stall gesperrt, in welchem sie vor Mangel beinahe umkamen. Hunger und Durst trieb diese Damen von so hohem Range, einen Versuch zu wagen, aus ihrem Gefängnisse zu entwischen; er gelang ihnen, und nun liefen sie ohne Schleier, halbnackt, im Angesichte alles Volks, das in ihnen die Mutter, Weiber und Töchter ihres geliebten Fürsten Sujah ül Daulah, des zweiten Fürsten im hindostanischen Reiche erkannte, dem öffentlichen Markte zu, um sich einige Lebensmittel zu verschaffen. Sie waren schon ganz entkräftet und abgezehrt vor Hunger. Englische Soldaten, mit ihren Offizieren an der Spitze, fiengen die Flüchtlinge wieder auf und trieben sie dann mit Kolbenstößen in ihr Gefängniß zurück. — Dies thaten Engländer, die einen hohen Rang unter den gesitteten Nationen behaupten wollen!

Alles dieses geschah auf des Gouverneurs Hastings Befehl, der diese Damen beschuldigen ließ, sie hätten einen Aufstand gegen die Engländer anstiften wollen. — Armselige Erdichtung, deren Ungrund Jedermann in die Augen fiel! — Indianische Weiber, die in einem

Harem (Senana) beisammen verschlossen sind, können wohl Klatschereien machen, aber keinen Aufstand anzetteln! — Der eigentliche Beweggrund war, Hastings, dem Unersättlichen lüstete nach ihren Schätzen, die sie noch besaßen, und unter jenem elenden Vorwande raubte er sie ihnen. Er hielt diese Damen über ein Jahr lang in harter Gefangenschaft, in welcher die meisten von ihnen starben und die übrigen, die endlich entlassen wurden, blieben der höchsten Dürftigkeit und dem Elende Preis gegeben.

Die Geschichte wurde in Europa bekannt. Was thaten die Engländer, um diesen unglücklichen Frauenzimmern Gerechtigkeit und Entschädigung zu verschaffen? — Nichts! — Hastings behielt das Geraubte; denn aus den Raubklauen der Engländer ist nichts wieder zu erhalten — und der ganzen Sache wurde nicht weiter gedacht! —

Noch trauriger ist die Geschichte des unschuldigen Fürsten Nundokomar, der als ein Opfer der Bosheit und der Rachsucht des verabscheuungswürdigen Hastings und seines nicht minder fluchwürdigen Gehülfen, des Fiskal-Advokaten Elojah Impey, an dem Galgen sein Leben hingeben mußte! — Welche Gerechtigkeit hat man der tiefgebeugten Familie des unschuldig hingerichteten Fürsten angedeihen lassen? — Keine!

Die Gewaltthätigkeiten der Beamten der brittischen Kompagnie in Indien waren endlich zu einer solchen Höhe gestiegen, und die Klagen darüber wurden von

allen Seiten so laut, und so häufig, daß man in England schicklicher Weise doch nicht länger so ganz gleichgültig dabei bleiben konnte. — Das Parlament beschloß daher einen hohen Gerichtshof zu Kalkutta in Bengalen zu errichten, welcher von dem Gouverneur (Hastings) völlig unabhängig seyn, den Bewohnern der Landschaften Bengalen, Bahar und Orixa Recht sprechen und zum Schutze gegen die Bedrückungen der Kompagnie-Beamten dienen sollte, die von demselben im nöthigen Falle zur Verantwortung gezogen werden durften.

Zum Oberrichter und Fiskal-Advokat bei diesem neuerrichteten Gerichtshofe wurde ein Mann, Namens Elojah Impey, vormaliger Advokat zu London, ernannt, ein schlimmer, durchtriebener Kauz, der die Ränke, Bosheiten und Schurkereien, mit welchen er angefüllt war, sehr künstlich unter der Maske der Frömmigkeit zu verbergen wußte. — Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, die ganze Rotte königlicher Richter und hauptsächlich der ehrenwerthe Elojah Impey vor allen, mußte bald von Hastings erkauft, an seinem Gängelbande seyn. So ward dann dieser den Unterdrückten zum Zufluchtsorte bestimmte Gerichtshof eine noch grössere Geisel für das Land, als der General-Gouverneur selbst, mit allen seinen Räthen, Agenten, Beamten und Dienern der Kompagnie! —

Einen empörenden Beweis davon giebt die schreckliche Geschichte des erstgedachten Fürsten, die ich hier kurz erzählen will.

Maha Radschah (d. h. Großfürst) Nundokomar, von Geburt ein Prinz und, als Oberhaupt der Braminen, ein in Bengalen in hohem Ansehen stehender Mann, und überdies ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse und Tugenden auszeichnete, glaubte den Vorspiegelungen des gedachten Gerichtshofes, der durch gedruckte Placate in hindustanischer, bengalischer, persischer und anderen Sprachen allgemein bekannt machen ließ, daß er von dem Könige und dem Parlamente von Großbrittanien errichtet und hieher nach Indien geschickt worden sey, um der Gewalt und der Tyrannei der Kompagnie-Beamten, von welchem Range sie seyen, Schranken zu setzen, und die Beschwerden jedes Nothleidenden anzuhören und darauf Recht zu sprechen. — Der gute, aber unerfahrne Nundokomar glaubte diesen Versicherungen und ließ sich von der Aufforderung, alle Klagen vor die Ohren dieser höchsten Richter zu bringen, um so leichter hinreißen, als er schon längst eine Gelegenheit sich gewünscht hatte, um die Niederträchtigkeiten, welche der General-Gouverneur an seinen unterdrückten Landsleuten verübte, der Welt vor Augen zu legen. Er wagte es, diesen Mächtigen bei den noch als mächtiger angegebenen Richtern gerichtlich anzuklagen, und gegen denselben eine zahllose Reihe von Beschuldigungen, verübten Uebelthaten, Morden und Unterdrückungen vorzubringen, für welche er Gerechtigkeit und Entschädigung im Namen des gesammten hindustanischen und bengalischen Volkes forderte.

Der unglückliche Nundokomar! Wozu machte er

hier diesen edeln Gebrauch von seinem Muthe und seiner Standhaftigkeit? War denn Niemand vorhanden, der ihm diesen unvorsichtigen Schritt widerrathen konnte? Niemand, der ihn belehrte, dieser königliche Oberrichter und seine Amtsgenossen seyen nichts als ein Haufe niederträchtiger, bestochener Schurken, die in Hastings Solde standen? — —

Die kühne so unerwartete Anklage dieses Nundokomar brachte die Richter sowohl, als den General-Gouverneur für den ersten Augenblick in große Bestürzung, und nun blieb damals kein anderes Mittel übrig, als die Sache auf die lange Bank zu schieben, welches Elojah Impey auch so geschickt einzurichten wußte, daß die Sache schlafen blieb, ohne daß man daran dachte, daß er den Gouverneur Hastings begünstigte. Inzwischen hatten diese beiden sauberen Herren ein feines Mittel ausgesonnen, um dem Kläger selbst unmittelbar zu Leibe zu gehen; sie beschlossen nämlich, nach langer Berathschlagung, ihn wegen Verfertigung eines falschen Wechsels anklagen zu lassen, welche That er schon vor vielen Jahren begangen haben sollte. Einige erkaufte Schurken traten mit dieser Klage vor Gericht, und da sie dieselbe in Gegenwart des Angeklagten wiederholt hatten, so wurde er auf diese niederträchtige, unwahrhafte und grundlose Beschuldigung hin in Verhaft gebracht, und man verfuhr mit aller Strenge gegen ihn. Inzwischen blieb natürlich seine früher eingereichte Klage liegen.

Falsche Eide, falsche Zeugen, kurz, alle Maschinerien

der boshaftesten Schurkerei wurden angewandt, um den Unglücklichen zu stürzen. Ob er gleich sonnenklar bewies, daß diese Beschuldigung gänzlich erlogen war; so wußte doch Hastings die Sache mit seinem verruchten Fiskal-Advokaten Impey so zu drehen und zu wenden, daß der unschuldige Nundokomar von dem heillosen Gerichtshofe zum Galgen verurtheilt wurde. —

Gott im Himmel! — War es möglich, eine solche offenbare Gräuelthat an einem unschuldigen, edeldenkenden und so sehr geehrten Manne ohne Scheu zu begehen! — Doch auf diese und ähnliche Art suchte Hastings seine Feinde oder die, welche ihm gefährlich zu werden schienen, aus dem Wege zu räumen. Gift, Dolche und falsche Zeugen standen ihm immer zu Gebote! —

Ganz Bengalen wußte, und war überzeugt, daß Nundokomar völlig unschuldig war, und nur als Schlachtopfer der Rache des beleidigten Gouverneurs fallen mußte. Dieses abschreckende Beispiel that die erwünschte Wirkung; Niemand getraute sich mehr, den Mund zu einer Klage zu öffnen; Alles zitterte vor dem scheußlichen Gerichtshofe! — Man bedenke, welch' einen Eindruck dies auf die Hinduer machen, wie sehr es ihren Groll gegen jene Tyrannen verstärken mußte; da nach ihren Sitten schon ein gemeiner Bramin eine unverletzliche Person ist, die weder am Leben gestraft, noch verstümmelt werden darf; geschweige denn ein Oberhaupt der Braminen, ein Abkömmling aus uraltem Fürstenstamme, ein Mann, der wegen seiner hohen Tugenden geehrt und dessen Unschuld anerkannt war.

Auch diesen entsetzlichen Justizmord wußte Hastings in seinem nachmaligen Verhöre sehr geschickt von sich abzuwälzen, das nicht schuldig wurde über ihn ausgesprochen, und er sogar noch obendrein (seines baaren Verdienstes wegen) zum Pair von England gemacht.

Dies war auch kein Wunder. Dieser Angeklagte war Besitzer von Millionen; er hatte sich auf mancherlei Weise viele und mächtige Freunde zu verschaffen gewußt; auch hatte er die Besitzungen der brittisch-ostindischen Handelsgesellschaft beträchtlich vermehrt; wie konnte diese ihn denn sinken lassen? —

Auf diese Weise sind die armen Indier der Raubsucht der Europäer Preis gegeben! — Ich will nicht in Abrede seyn, daß nicht ähnliche Auftritte auch bei anderen europäischen Nationen in Indien vorfallen, und daß nicht andere Europäer an der Stelle der Engländer eben so handeln würden, wie diese. Aber so wie die Sachen jetzt stehen, sind doch die übrigen Europäer heut zu Tage in Indien minder grausam, minder unverschämt, weil sie nicht so leicht der ihnen drohenden Strafe entgehen können, und weil sie auch weniger Egoismus haben, als die Engländer!

Zehnter Abschnitt.

Meine Lebensweise zu Madras. — Die mißlungene Seereise. — Frauenliebe und Frauentreue. — Abreise von Madras. Nachricht von Dr. Beisser's ferneren Schicksalen.

So verdrüßlich mir auch zu einer anderen Zeit und unter anderen Umständen der Aufenthalt zu Madras, gegen welche Stadt ich eine tiefgewurzelte Abneigung hatte, gewesen seyn würde, so angenehm wurde er mir jetzt durch den Umgang mit meinen Freunden, und mit meiner Freundinn. Ich brachte hier meine Zeit so vergnügt und sorgenlos hin, daß ich darüber meine Reise nach Süden und meine projektirte Ansiedelung zu Ventapalam beinahe vergaß! —

Vormittags begleitete ich gewöhnlich den Doktor Beisser zu seinen Patienten, und wann es eine Operation gab, so stellte ich dabei seinen Gehülfen vor, so daß Jedermann mich für seinen Lehrling oder einen angehenden Arzt hielt. — Hiebei hatte ich täglich Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und die erstaunliche Sicherheit seiner Hand zu bewundern. Er stach ohne Unterschied Jungen und Alten den Staar, schnitt Steine und machte allerlei eben so gefährliche Operationen mit dem glücklichsten Erfolge. Besonders ist hier der Wasserbruch (Hydrocele) sehr gewöhnlich. Die Engländer wissen kein anderes Mittel dagegen, als das Abzapfen, welches jedoch nur ein Palliatif ist; Doktor Beisser öffnete hingegen das

ganze Scrotum, nahm die Tunica vaginalis heraus, und heilte die Wunde mit Honig und Essig in kurzer Zeit wieder zu. Auf diese Art ward das Uebel radikal kurirt.

Zuweilen speiste ich bei Herrn de Souza, oder bei meinem Freunde Frank, auch wohl bei dem verbannten Könige von Tibor, der mich gerne bei sich sah, da er eine besondere Neigung zu mir gefaßt hatte. — Nach dem Mittagessen eilte ich jedes Mal sogleich zu meiner Mamia, die mich immer mit innigster Sehnsucht erwartete, und mich mit dem freundlichsten Gesichte und der herzlichsten Freundschaft empfieng. Meine Liebe zu ihr war durch ihren Besitz nicht erkaltet, sondern noch glühender geworden. Sie gab mir die herrlichsten Beweise ihrer liebevollen Anhänglichkeit und Treue, und täglich entdeckte ich in ihrem vortrefflichen Charakter und Betragen neue Reize und edle Züge. — Bei ihr trank ich gewöhnlich meinen Thee, den ich sie machen gelehrt hatte; denn die Hinduer trinken weder Thee, noch Kaffee, noch Schokolade; sie hatte ihn immer nebst verschiedenem Konfekt in Bereitschaft, wenn ich Abends um 4 Uhr, dies war die gewöhnliche Zeit, zu ihr kam.

Zuweilen giengen wir auch, statt Thee zu trinken, mit einander nach Marmelong, St. Thome, Weperi oder einem andern Dorfe, in der Nähe der Stadt spatzieren; dann aber ließ ich meine Mamia eine Mestizen-Frauenkleidung anziehen, die ich ihr zu dem Ende

hatte machen lassen, weil es der Wohlstand erforderte; diese Tracht stand zwar dem schönen Mädchen sehr gut; aber in der weit natürlichern leichten hinduischen Kleidung gefiel sie mir doch noch besser.

Abends vertrieben wir uns die Zeit mit dem Chadringa oder Schachspiele, welches Mamia sehr geschickt spielte, oder sie sang mir ein Khejur (Liebesgedicht) oder ein Giet (Hymne oder Heldengedicht), wobei sie ihre liebliche Stimme mit der wohltönenden Wineh (einer Art Guitarre) begleitete. Zuweilen erzählte sie mir Geschichtchen, oder gab mir Räthsel auf; kurtz, sie beeiferte sich, mich nach ihrem besten Vermögen auf mancherlei Weise angenehm zu unterhalten. Das Abendessen wurde dabei auch nicht vergessen; sie bereitete es unter Schwatzen und Singen zu, und wann es fertig war, dann lud sie mich lächelnd ein, mich zu ihr auf die Matte zu setzen, auf welcher sie das einfache Mahl aufgetischt hatte; das aber jedes Mal für mich ein wahres Göttermahl war.

Nicht selten war die Daja, welche meine Mamia sehr oft besuchte, unser Gast. Ihr Alter und ihre Schwächlichkeit erlaubten ihr nicht mehr, mit den Sutredaries herumzuziehen; sie übergab daher den ganzen Trupp der ältesten von der Gesellschaft, kaufte sich ein Häuschen und wollte nun den Rest ihrer Tage von ihrem erworbenen Vermögen ruhig verleben. Sie hegte warlich eine mütterliche Zärtlichkeit für meine Mamia; beide waren fremd in der Stadt, und hatten keine weitere Bekannt-

schaft; es gieng daher nie Eine ohne die Andere aus, sey es um dem Gottesdienste im Tempel oder den Festen und Prozessionen beizuwohnen, wobei ich sie oft zum Zeitvertreib begleitete.

Früh Morgens beim lauten Hahnenschrei machte ich mich mit Mamia auf den Weg, um uns nach Landessitte durch ein Bad zu erfrischen. Wir giengen deshalb in einen schönen, wohlangepflanzten, mit köstlichen Fruchtbäumen besetzten, und mit einer Mauer umgebenen Garten, vor der Stadt an dem Wege nach St. Thome, welcher einem portugiesischen Kaufmanne gehörte, den Herr Dr. Beisser von einer schweren Krankheit geheilt hatte; dieser Kaufmann hatte mich auf diese Weise kennen gelernt, und gab mir aus Freundschaft und Dankbarkeit den Schlüssel zu seinem Garten, damit ich diesen zu jeder Zeit nach Belieben besuchen könnte. Dies war ein herrlicher Zufluchtsort für mich und meine Mamia, besonders, da ein schöner, mit hochgewachsenen Kokosbäumen umgebener Teich darin war, in welchem wir jeden Morgen ganz allein mit einander badeten.

Nach dem Bade schieden wir gewöhnlich jedes Mal von einander, und ich kehrte in meine Wohnung bei Dr. Beisser zurück, der mit dem Frühstück auf mich wartete.

So brachte ich meine Zeit zu Madras hin; dies waren meine Beschäftigungen und Vergnügungen, und auf diese Weise hoffte ich auch bald mit meiner lieben Mamia zu Ventapalam zu leben, wo ich noch immer entschlossen war, mich häuslich niederzulassen.

Nun war es aber Zeit, auf meine Reise nach dem südlichen Theile der Küste von Koromandel zu denken; denn ich hatte zu Pondichery, Trankebar und Nagapatnam dringende Geschäfte, und an allen diesen Orten mußte ich mich doch einige Tage aufhalten. Es waren noch etwas über vier Wochen bis zur schlimmen Jahrszeit. Ich konnte nun, wenn ich nicht länger zögerte, noch vor dem Eintritte derselben meine Hin- und Herreise vollenden, und dann die Regenzeit über in Madras bleiben.

Es war jetzt nur die Frage: Ob ich die Reise zur See in einem Schiffe, oder zu Lande in einem Palankine machen sollte? — Ich war für die erstere Art zu reisen jetzt geneigt, weil es um diese Zeit nicht an Landesfahrzeugen, einfachen und doppelten Thonis fehlte, welche die Küstenfahrt nach Süden machten; auch ist die Reise minder kostspielig, obgleich nicht sehr bequem; doch geht sie schnell, wenn Wind und Wetter günstig sind; überdies kann man bei Nacht segeln, wenn der Schiffer ein erfahrner und beherzter Mann ist.

Ich entschloß mich, die Reise zu Wasser zu machen, und fand auch zufälliger Weise einen Naikodda, welcher eine doppelte Thoni führte, die nach Trinkonomale gieng, doch aber auch zu Pondichery, anhielt und in drei Tagen abfahren sollte. Herr Frank rieth mir, diese Gelegenheit zu benützen, da ich keine bessere finden würde, indem das Fahrzeug noch neu und der Naikodda ein erfahrener, muthiger Mann war, wel-

chem

chem mich Herr Frank, dem er verpflichtet war, bestens empfahl; er versprach auch, mir alle Dienste zu erweisen, und wir waren wegen der Ueberfahrtskosten bald mit einander einig. Ich nahm bloß einen kleinen Koffer mit mir, in welchen ich die nöthige Wäsche und andere Reisegeräthschaften einpakte. Mein übriges Gepäcke ließ ich bei Dr. Beisser zurück. Ich kaufte die für diese Fahrt nöthigen Lebensmittel und andre Bedürfnisse, und begab mich mit denselben und meinem Kofferchen am Nachmittage vor dem zur Abreise bestimmten Morgen an Bord des Fahrzeugs, um auch zu sehen, welchen Platz der Naikodba für mich darin aufbewahrt hatte, und ich hatte alle Ursache damit zufrieden zu seyn.

Außer mir waren noch andere Passagiere in dem Fahrzeuge, nämlich einige schwarze portugiesische Weiber oder Topasies, ein Paar muhammedanische Kaufleute und ein Molla oder muhammedanischer Priester. Ich war froh, diese Gesellschaft anzutreffen; denn nun konnte ich mir doch die Zeit mit Schwatzen vertreiben.

Der Naikodba sagte mir, daß er unfehlbar am folgenden Morgen gegen sechs Uhr absegeln würde, und bat mich daher, sogleich an Bord zu bleiben, damit ich die Stunde der Abfahrt nicht versäumte. — Dies hätte ich aber um keinen Preiß gethan; denn ich hatte von meiner Mamia noch nicht Abschied genommen, und überdies hatte ich noch Verschiedenes zu besor-

gen. Ich versprach jedoch zur bestimmten Zeit an Bord zu seyn.

Ich hatte dem guten Mädchen zwar schon von meiner Abreise gesprochen; allein daß sie so nahe sey, wußte sie nicht; denn ich hatte sie nicht zu frühe betrüben wollen. Meine Anzeige von derselben überraschte sie daher gar sehr; noch mehr aber ward die liebe Mamia betrübt, als sie hörte, daß ich die Reise zur See machen wollte. Dagegen eiferte sie ungemein; sie wollte durchaus nicht, daß ich mich den falschen Fluten des wilden Meeres anvertrauen sollte, und, da sie sah, daß ich nicht davon abzubringen war, so bat, ja beschwor sie mich, sie wenigstens mitzunehmen, damit sie nicht zu Hause in beständigem Kummer leben, und bei jedem Winde, der sich erhöbe, um meinetwillen in Todesangst schweben müßte. Sie begleitete ihre Reden mit einer Thränenflut, die mich innigst rührte; aber ich konnte hierin nicht nachgeben; ich beruhigte sie, soviel ich es vermochte, und versprach ihr, die Rückreise zu Lande zu machen. Sie schien dadurch etwas getröstet zu seyn. — Ich gab ihr hinreichend Geld, um während meiner Abwesenheit davon leben zu können, und überdies wies ich sie an meinen Freund Frank, der ihr in jedem Nothfalle Beistand leisten, ihr auch von Zeit zu Zeit Briefe oder wenigstens Nachricht von mir geben würde.

Ich hatte absichtlich sie nicht mit Dr. Beisser oder den Herren, die bei ihm wohnten, in Bekanntschaft bringen wollen; nicht aus Eifersucht; denn auf ihre

Treue konnte ich mich verlassen, sondern um mancherlei Ungelegenheiten und Verdrüßlichkeiten auszuweichen, die auch meiner Mamia sehr lästig würden gewesen seyn.

Ich empfahl das gute Mädchen ganz insbesondere der Sorgfalt ihrer Hauswirthin, und nahm dann den zärtlichsten Abschied von ihr.

Nachdem ich nun noch verschiedene Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und von Herrn Frank, so wie von meinen übrigen Freunden in Madras Abschied genommen hatte, kehrte ich nach Hause zurück, wo Dr. Beisser und seine Freunde schon mit dem Abschiedsschmause auf mich warteten. — Wir brachten beinahe die ganze Nacht in Fröhlichkeit bei Tische und bei der Flasche hin; so daß am Ende alle benebelt, und genöthigt waren, sich zu Bette zu legen, statt mich, wie sie sich vorgenommen hatten, insgesammt an Bord zu begleiten. Ich hingegen hatte mich im Trinken sehr in Acht genommen, und als die Anderen schlafen giengen, legte ich mich in den Kleidern auf das Bette, um meinen Dobasch zu erwarten, der mich an das Schiff begleiten sollte. — Ich behielt ihn bei, da ich doch in Zeit von einem Monate zurückzukehren gedachte, und ich dann nicht so leicht wieder einen eben so rechtschaffenen und treuen Mann an seine Stelle hätte finden mögen; auch trug ich ihm auf, während meiner Abwesenheit täglich bei meiner Mamia die Aufwartung zu machen, ihr meine Briefe vorzulesen, darauf zu antworten, und meine übrigen Ge-

schäfte zu besorgen. Meinen guten Francisco muste ich zurücklassen, weil er aufs neue von dem Fieber befallen worden war. Ich war daher genöthigt, die Reise ganz allein zu machen.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mein Dobasch schon herbeikam, um mich abzurufen. Ich verließ nun das Haus meines Freundes Beisser, wo Alles noch in tiefem Schlafe lag. Als wir am Ufer ankamen, gieng gerade die Sonne auf. Der Wind, welcher die ganze Nacht hindurch stark wehte, hatte sich zwar wieder gelegt; aber die Brandung gieng noch ungemein hoch. Uebrigens war es ein herrlicher lieblicher Morgen! Die Fischer stachen mit ihren Kattemarams (kleinen Flossen von 5 an einander gebundenen Balken) ins Meer hinaus, und laut erschallte ihr Gesang herüber zu uns von der hohen Brandung, auf welcher sie wie Seemöven schwebten.

Ich hatte schon Abends vorher einen Chialeng *) miethen lassen, der bei Sonnenaufgang bereit seyn sollte, mich an die Thoni hinüber zu führen. Er wies mir ihn von ferne, wie er schon zum Abfahren bereit war.

*) Chelingue, schreiben die französischen Reisebeschreiber, eine Art von Boot, worin man vom Lande zu den Schiffen fährt. Diese Boote sind aus Bretern, von leichtem, sehr biegsamem Holze gebauet, und nicht zusammengenagelt, sondern mit Schnüren zusammengenähet, weswegen sie leicht über die Brandungen wegsetzen. (Le Goux de Flaix. T. II. p. 44).
Anm. d. Ueb.

Zwei malabarsche Frauenspersonen standen bei demselben am Strande — welche Ueberraschung! Es war meine Mamia mit ihrer vormaligen Daja.

Sobald Mamia mich erblickte, lief sie auf mich zu, und rief: „Praannaath (d. h. Herr meines Lebens!) „erlauben Sie mir nur, Sie in dem Chialeng nach „dem Schiffe zu begleiten, und dann werde ich gewiß be„ruhigt seyn!“ —

Ich suchte ihr vergebens diesen Vorsatz auszureden, indem ich ihr vorstellte, daß wir alle bei der so hoch gehenden Brandung ganz durchnäßt werden würden. Denn wirklich war der Wellenschlag schrecklich, und ich würde gewiß die Abfahrt auf einen andern Tag verschoben haben, wenn ich nicht in Gefahr gewesen wäre, das Schiff dann ohne mich abgehen zu sehen. — Eben um dieser augenscheinlichen Gefahr willen wollte das gute Mädchen durchaus mich begleiten; — „denn, sagte sie — da bin „ich doch im Falle eines Unglücks bei Ihnen.“ — Ich konnte ihr nicht länger widerstehen, und der Ausgang lehrte mich, daß diese Nachgiebigkeit zu meinem Glücke ausschlug! —

Ich gieng demnach mit ihr nach dem gemietheten Chialeng; aber zu meinem Erstaunen fand ich denselben mit Waaren beinahe ganz vollgeladen. Ich erfuhr aber bald, daß der Equipagenmeister Hall diesen Kahn in Beschlag genommen habe, um darin Waaren an Bord eines in der Nähe liegenden Schiffes zu bringen, ob man ihm gleich gesagt hatte, daß derselbe für mich gemiethet wäre.

Ich erzürnte mich nicht wenig darüber; denn, wie sollte man mit einem so schwer beladenen Kahne glücklich über die jetzt so hohe Brandung kommen? — Ich theilte meine Besorgniß deshalb dem herbei gekommenen See-Offiziere mit, der die Waaren an Bord begleiten sollte; dieser schalt mich aber eine feige Memme. — Der Schiffer zuckte jedoch die Achseln, als ich ihn fragte, ob er nicht Gefahr befürchte? Er antwortete bloß: Tambrane Maharse (d. h. Gott ist groß!) — Ein armseliger Trost! —

Doch, mir blieb hier keine Wahl übrig; denn andre Kähne waren nicht zur Abfahrt bereit, und ohne mich konnte ich die Thoni nicht absegeln lassen, da mein Koffer, der schon an Bord derselben war, meine Schriften und Rechnungen enthielt, deren Verlust mich gänzlich zu Grunde gerichtet hätte. Ich war jedoch noch unschlüssig; aber der Tandel (Schiffer) rief mir zu kommen; der Engländer fluchte über mein Zögern, und ich mußte einsteigen; ich wollte jedoch meine liebe Mamia bereden, zurückzubleiben; statt der Antwort sprang sie vor mir in den Kahn, und ich schämte mich, in Rücksicht der Entschlossenheit von einem Mädchen übertroffen zu werden, das noch nie auf dem Meere gewesen war.

Wir setzten uns in den Chialeng, in welchem nun, außer dem Tandel mit seinen sechs Ruderern, unsrer vier waren, nämlich Mamia nebst mir, der englische Seeoffizier und eine Mestizin, welche ebenfalls auf der Thoni nach Pondichery fahren wollte.

Kaum hatten unsere Ruderer vom Lande abgestoßen,

so sank das Hintertheil des Chialeng wegen der schweren Ladung bis auf eine Spanne hoch am Rande in das Wasser. — Nun stieg die erste Brandung gegen uns an und wir waren ihr schon nahe, als mir erst beifiel, ein Kattemaram zu unserm Beistande herbei zu rufen, um uns an Bord der Thoni zu bringen. Zu solchen Transporten pflegt man diese kleinen Flosse oft zu gebrauchen. — Es ärgerte mich, daß ich nicht früher daran gedacht hatte. Ueber dem Streite mit dem Schiffer und dem Engländer hatte ich Alles vergessen! — Mein Rufen würde man wegen des tosenden Geräusches der Brandung am Strande nicht gehört haben, ich winkte daher und deutete meinem Dobasch und der Daja durch Zeichen an, uns ein Paar von den Kattemarams, die am Strande lagen, zu Hülfe zu schicken, und glücklicher Weise wurde ich verstanden. — Ich ersuchte inzwischen den Schiffer noch in Zeiten zurückzukehren; aber der Engländer widersetzte sich diesem Vorhaben, und es kam zu einem hitzigen Wortwechsel zwischen uns. — Der Schiffer that sein Möglichstes, um der Brandung auszuweichen; aber der Chialeng war zu schwer beladen, um gut regiert werden zu können; die Brandung brach sich zum Theil über uns, und das Fahrzeug war im Augenblicke voll Wasser, welches auszuschöpfen wir keine Zeit mehr hatten; denn der Chialeng fieng schon an zu sinken. Der Schrecken ward allgemein und ein lautes Angstgeschrei erhob sich; selbst der Engländer rief, man solle umkehren; doch es war zu spät und das Fahrzeug gehorchte dem Ruder nicht mehr. — Die zweite Brandung folgte der ersten sogleich nach, und wälzte sich brül-

lend wie ein Berg gegen uns her, um uns zu verschlingen. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren! — „Mamia, folge mir nach!" rief ich, und sprang ins Meer. Ich wußte, daß sie vortrefflich schwimmen konnte, und darum war mir um ihrer willen nicht bange.

Kaum war ich im Wasser, so brach sich die Brandung über mir; ich hatte gerade noch Zeit genug gehabt, vorher Athem zu holen, ehe sie uns überdeckte. Ich arbeitete nun mit Händen und Füßen, um über das Wasser zu kommen; es gelang mir, und als ich den Kopf empor hob, sah ich keinen Chialeng mehr; er war verschwunden! Die Ruderer schwammen zerstreut im Meere, und nicht weit von mir Mamia; sobald sie mich erblickte, schrie sie laut auf vor Freude, und ruderte eiligst zu mir herbei, schwamm an meiner Seite, sprach mir Muth ein, und bot mir sogar zu meiner Unterstützung eine Hand an. Ich war aber dieses Beistandes nicht benöthigt, da ich gut schwimmen konnte, und ganz leicht gekleidet war. Wir schwammen so eine Strecke weit mit einander fort, dem Ufer zu, das etwa noch 300 Schritte von uns entfernt war.

Die größte Gefahr war nun überstanden, und wir erwarteten nur die erste Brandung, die uns ans Ufer werfen sollte, auch sahen wir schon die Kattemarams abstoßen, um uns zu Hülfe zu kommen; als ich mich plötzlich von einer schweren Last abwärts gezogen fühlte; ich sah mich um — Himmel, es war die alte Mestizin, die sich an meinen Rock angehängt

hatte und von mir fortgeschleppt wurde. — Ich suchte sie von mir loszumachen, aber vergeblich! — Ich rief meine Mamia um Hülfe, die mich keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor; sie konnte nicht begreifen, warum ich nicht vorwärts komme, und glaubte ein Haifisch habe mich gepackt. Sie eilte sogleich mit großem Geschrei mir zu Hülfe; und als sie die Ursache meiner Verlegenheit entdeckte, suchte sie das alte Weib von mir loszureißen; aber es gelang ihr nicht. Die Mestizin, die in der Todesangst ihre Hände so fest in meinen Rock geklammert hatte, schien in den letzten Zügen zu seyn; sie hob nur noch ein Paar Mal den Kopf über das Wasser empor, dann sank sie, und zog mich mit sich in die Tiefe hinab. Ich arbeitete aus allen Kräften, um mich oben zu erhalten; aber ich vermochte es nicht; nur zuweilen konnte ich auf einen Augenblick den Kopf emporheben: ich hatte schon viel Wasser verschluckt, und wäre gewiß zu Grunde gegangen, wenn Mamia mir nicht Beistand geleistet hätte, indem sie mich nöthigte, mich mit den Händen an ihren Schultern festzuhalten, und bloß mit den Füßen zu arbeiten. Aber wie lange konnte dies dauern? Wie lange konnte das zarte Mädchen zwei Menschen schwimmend fortschleppen? — Schröcklich zerarbeitete sich das gute Geschöpf in den Fluten, um mich zu retten, und schrie dabei mit gellender Stimme um Hülfe. Endlich gelang es mir, das alte Weib mit den Füßen von mir abzustoßen; aber dennoch konnte ich den Kopf nicht immer über dem Wasser halten, da meine Arme von der harten Anstrengung wie zerschlagen waren. Zum Unglücke rollte noch eine beinahe

abgeprallte Brandung über uns hin; ich mußte viel Wasser einschlucken, und verlor das Bewußtseyn. — Als ich endlich wieder zu mir selbst kam, lag ich auf dem Ufer, von einer Menge Menschen umringt, die aus dem nicht weit davon gelegenen See-Komptoir des Herrn Hall herbeigelaufen waren, als sie mein Unglück gehört hatten. Man hatte mich hin und her gewälzt, damit ich das Seewässer von mir gäbe, das ich eingeschluckt hatte, welches auch zum Theil geschah. — Einer der Zuschauer ließ seinen Palankin von dem See-Komptoir herbeikommen, um mich darin nach meiner Wohnung zu bringen. Als man mich aufhob, brach ich wieder unter großer Beängstigung viel Seewasser von mir und kam dann wieder zur Besinnung.

Ich erkannte sogleich meinen Dobasch unter den Umstehenden, und meine erste Frage an ihn, betraf Mamia. — „Sie ist auch gerettet, mein Herr, (antwortete er) seyen Sie sowohl wegen ihr, als wegen „Ihres Koffers ganz unbekümmert, ich werde für Alles „sorgen!" — Er wies nun die Kuli's an, wohin sie mich bringen sollten, und so kam ich wieder bei Dr. Beissern an, der gerade mit seinen Hausfreunden beim Frühstücke saß. — Man denke sich ihr Erschrecken, als sie mich triefend von Wasser ohne Hut, leichenblaß und ganz entstellt wieder zurückkommen sahen!

Ich erzählte ihnen in wenigen Worten, was mir begegnet war. Dr. Beisser gab mir sogleich Etwas ein, welches vollends das Seewasser, das mir so übel

machte, von mir trieb, und hieß mich zu Bette gehen. Ich legte mich nieder, konnte aber nicht ruhen. Der Unglücksfall, der mich so eben betroffen hatte, schwebte immer vor meiner Fantasie, und noch schauderte ich bei der Rückerinnerung an die überstandene Gefahr; ich vergoß Thränen, wann ich an die heldenmüthigen Beweise der Liebe dachte, welche Mamia mir in diesem entscheidenden Augenblicke gegeben hatte. O wie sehnte ich mich nach ihr, die mit Gefahr ihres eigenen Lebens das meinige gerettet hatte! — Ich war wegen ihres Befindens sehr in Unruhe, und konnte die Ankunft meines Dobasch kaum erwarten, um nähere Nachricht von der Vortrefflichen zu erhalten.

Um 9 Uhr kam er endlich, und brachte meinen Koffer mit, den er, wie er mir berichtete, sobald er den Palankinträgern meine Wohnung angezeigt hatte, in einem andern Chialeng selbst vom Bord der Thoni abgeholt hatte, welche bereits im Begriffe war, unter Segel zu gehen.

Ich bat ihn, mir zu sagen, wie sich Mamia befinde, und was mit mir vorgegangen sey, während ich ohne Besinnung war, und wie ich ans Ufer gekommen sey, wo ich wieder zum Leben erwachte.

„Ach, mein Herr (antwortete er), es ist mir un„möglich, Ihnen den Schrecken auszudrücken, der mich „befiel, als ich Sie plötzlich mit der Mamsell (Pon„neh) aus dem Fahrzeuge ins Wasser springen, und „Sie bald darauf von der Brandung bedeckt, ver-

„schwinden sah. Ich und Einige, die bei mir standen,
„schrieen den Leuten auf dem Kattemaram, das dem
„Chialeng gefolgt war, aus Leibeskräften zu, mög=
„lichst zu eilen, um Ihnen Hülfe zu leisten; sie kamen
„auch noch gerade zu rechter Zeit an, um die Mamsell
„zu ergreifen, die Ihnen mit der einen Hand den Kopf
„über dem Wasser hielt, und mit der andern nur noch
„kraftlos schwamm, und auf dem Punkte war, von Schwä=
„che überwältigt, zu sinken. Sie klammerte sich, wie
„die Fischer erzählten, an den Kattemaram an, und
„wollte nicht eher Beistand annehmen, als bis man
„Sie herausgezogen habe. — Da Sie nun kein Le=
„benszeichen mehr von sich gaben, so glaubte die gute
„Mamsell, Sie seyen todt, und gerieth in die höchste
„Verzweiflung; sie riß sich die Haare aus, schlug sich
„vor die Brust, und schrie laut. Die Daja und ich
„hatten alle Mühe zu verhindern, daß sie sich nicht auf
„Sie warf. So krank, schwach und übel sie sich auch
„von dem eingeschluckten Seewasser befand, so wollte
„sie doch nicht eher nach Hause gehen, als bis sie sich
„überzeugt hätte, daß Sie nicht wieder zum Leben auf=
„wachen würden! — Alle Umstehende waren über die
„Zuneigung erstaunt, die sie Ihnen bewies, und prie=
„sen Sie glücklich, eine so liebenswürdige, edelmüthige
„Person zu besitzen!"

„Ach, Mutu" (so hieß der Dobasch) — erwie=
derte ich innigst gerührt von seiner Erzählung —
„wie sehr wird das gute Mädchen wegen meiner in Sor=
„gen seyn; wie sehr wird sie sich sehnen, Etwas von mir

„zu hören. Geh, eile zu ihr, sag' ihr, daß ich mich „wieder besser befinde; tröste sie, und melde ihr, daß „ich noch heute Abend sie zu besuchen gedenke." —

Doch, so lange zu warten, war mir völlig unmöglich. Zwar hatte ich heftigen Kopfschmerz, und war nicht frei vom Fieber; dennoch hatte ich weder Ruhe noch Rast; die Sehnsucht trieb mich zu Mamia, und ehe mein Dobasch wieder mit der Antwort zurückkommen konnte, ließ ich mich schon in Dr. Beisser's Palankin, der gerade einen Krankenbesuch machte, und mich gewiß nicht fortgelassen haben würde, wenn er zu Hause gewesen wäre, bis in die Nähe von Mamia's Wohnung tragen; schickte dann denselben zurück, und trat unerwartet bei meiner Geliebten ein, die mit einem Tuche um den Kopf auf einer Matte saß, und noch mit meinem Dobasch von mir sprach.

Sobald sie mich erblickte, flog sie wie ein Pfeil auf mich zu, und fiel ohnmächtig in meine Arme. Ich selbst war so sehr von diesem neuen Beweise ihrer zärtlichen Liebe gerührt, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Mit Hülfe der Hauswirthin, die gerade gegenwärtig war, setzte ich sie wieder auf ihre Matte, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, setzte mich zu ihr, und bespritzte ihr das Gesicht mit Wasser. Sie kam wieder zu sich, blickte mich eine Weile scharf an, ohne ein Wort zu sprechen, legte ihren Kopf auf meine Achsel und weinte bitterlich; wir weinten mit ihr. Als wir uns von dieser ersten Hinreißung des Gefühls wie-

der erholt hatten, umarmte ich sie, und ergoß mein dankerfülltes Herz in ihren liebevollen Busen. Ich drückte ihr meine heißen Empfindungen innigster Dankbarkeit für die Rettung meines Lebens *) aus und schwur ihr ewige Liebe.

Sie erwiederte, sie habe nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und ich setze mehr Werth auf diese That, als ihr gebüre; denn sie sey ja ohnehin entschlossen, nicht ohne mich zu leben, und würde sich mit mir haben verbrennen lassen, wenn ich umgekommen wäre. — Ich war überzeugt, daß dies wirklich ihr Ernst sey.

Um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, erkundigte ich mich, wie sie sich jetzt befinde, und ob sie auch habe Seewasser verschlucken müssen. Sie erzählte mir darauf, sie sey so schwach gewesen, daß sie nur mit Hülfe der Dasa und noch einer andern Frau ihre Wohnung habe erreichen können; man habe dann sogleich einen hinduischen Arzt herbeigeholt, der ihr ein Brechmittel eingeben, damit sie das viele Seewasser wieder von sich gäbe, das sie eingeschluckt hatte; es sey aber auch etwas

*) Meine Mamia und ich waren die einzigen Geretteten von den vier Passagieren am Borde des Chialeng; denn außer der alten Mestizinn, die mich beinahe in die Tiefe hinab gezogen hätte, war auch der trotzige Engländer ertrunken; die Leichen beider wurden, wie ich nachmals erfuhr, noch denselben Tag von den Wellen ans Ufer geworfen.

D. Verf.

Blut mit dem Wasser abgegangen, und seither empfinde sie ein Stechen unter der rechten Brust und heftigen Kopfschmerz; auch wären ihre Arme wie gelähmt!

Dies war kein Wunder. Mehr als zehen Minuten lang hatte sie mich über dem Wasser erhalten! — Ich konnte kaum begreifen, wie ein junges, zartes, feingebautes Mädchen eine solche Anstrengung so lange ausdauern konnte! Nur die Angst, die Furcht mich zu verlieren, und die Hoffnung, die wieder in ihr auflebte, als sie den Kattemaram herannahen sah, so sagte sie mir selbst, gaben ihr neue Kräfte, zu ihrer und meiner Rettung.

Ich rieth ihr, sich jetzt zur Ruhe niederzulegen; denn diese würde ihre beste Arznei seyn, auch bat ich sie, sich alle traurige Gedanken aus dem Sinne zu schlagen, und versprach ihr, sie am folgenden Tage zu besuchen, und noch heute Abend mich durch meinen Dobasch nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen.

Somit kehrte ich nun zu Dr. Beisser zurück, der über mein unvorsichtiges Ausgehen nicht wenig schmälte; doch hatte es keine schlimmen Folgen für mich; am andern Tage war ich beinahe ganz wieder hergestellt; auch Mamia befand sich, wie sie sagte, wieder viel besser.

Mit der Seereise längs der Küste war es nun für mich gethan; nicht als ob jener bloße Zufall mich davon

abgeschreckt hätte, sondern weil Mamia mich kniefällig bat, die Reise zu Lande zu machen. Auch sollte ich Gesellschaft auf dieser Reise haben; denn Herr Cockrel, Kaufmann von Isle=de=France, einer von den Herren, die bei Dr. Beisser logirten, mußte ebenfalls nach Pondichery, und war sehr vergnügt, diese Reise nicht allein machen zu dürfen.

Wir trafen nun alle nöthigen Vorkehrungen zu dieser Reise. Ich hatte meinen eigenen Palankin; Herr Cockrel miethete einen. Jeder von uns nahm eilf Kulis in Dienste, achte zum Palankintragen, zwei zum Tragen des Kleiderkoffers, und einen, der Vorräthe von Wein u. s. w. trug.

Mamia war, dem äußerlichen Anscheine nach, wieder hergestellt; nur fühlte sie einige Beschwerlichkeit beim Athemholen, und zuweilen einiges Stechen unter der Brust. Ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit hatten sie aber gänzlich verlassen. Zwar schien sie in meiner Gegenwart heiter zu seyn; aber der Zwang, den sie sich dabei anthat, war sichtbar; besonders je näher der Abschiedstag herannahte. Oft stahl sich eine große Thräne aus ihrem schönen Auge, und ihre tiefe Melankolie ward immer düstrer. Ich that mein Möglichstes, um sie zu beruhigen; aber vergebens! — „Ich sehe Sie nicht mehr!" sprach sie laut schluchzend beim zärtlichsten Abschiede, und ich ward innigst erschüttert! —

Um eilf Uhr Morgens zogen wir von Madras ab. Dr. Beisser und seine zwei noch bei ihm wohnenden

Freunde

Freunde begleiteten uns bis zur Stadt hinaus, und nahmen dann herzlichen Abschied, in der Hoffnung, daß wir einander in wenigen Wochen wieder sehen würden. — Ach, wie sehr ward diese Hoffnung vereitelt! Ich sahe den guten Beisser, der ein eben so lustiger, sorgloser Gesellschafter, edelmüthiger Freund und gutartiger Epikuräer, als geschickter, mitleidiger Arzt war, nicht wieder! — Sein Schicksal endete schrecklich! *) —

Wie hoch ehre ich noch jetzt das Andenken dieses edeln Mannes! Wie viel habe ich ihm nicht zu danken! Wie großmüthig behandelte er mich! Bei fünf Monate lang wohnte ich mit meinem Francisco bei demsel-

*) Zehen Jahre nach meinem letzten Abschiede von Dr. Beisser zu Madras (im J. 1784) traf ich auf dem Kaffeehause zum Paradiesvogel in Amsterdam den Kapt. Cartain, der mit mir zu Madras bei Dr. Beisser logiert hatte. Durch diesen erfuhr ich, daß unser gemeinschaftlicher Freund nach Frankreich zurückgekehrt sey, im Revolutionskriege Militärdienste genommen habe, gegenwärtig Commandant von Nantes, und derselbe sey, der diese Stadt so tapfer gegen die Rojalisten vertheidigt habe. Kapt. Cartain war im Begriffe zu ihm zu reisen, um durch ihn angestellt zu werden. Ich gab ihm einen Brief mit. Beisser antwortete mir aufs freundschaftlichste und lud mich mit Frau und Kindern zu sich ein; ich wurde aber inzwischen krank, und als ich wieder genas, und bereit war, zu meinem lieben Vetter zu reisen, erhielt ich die traurige, mich niederdonnernde Nachricht (im J. 1794) General (dies war er worden) Beisser sey guillotinirt worden!!! — Der Verf.

ben, und wurde herrlich bewirthet, ohne daß ich Etwas bezahlen durfte; ja er nahm nicht ein Mal eine Belohnung für die an mir so glücklich vollbrachte Kur von mir an; im Gegentheile machte er mir sehr ansehnliche Geschenke, und gab mir noch bei meiner Abreise zum Andenken einen sehr schönen Ring mit einem Brillanten von hohem Werthe. —

Der gute Mann mochte damals etwa dreißig Jahre alt seyn, und hatte eine majestätische Gestalt. —

Eilfter Abschnitt.

Abreise von Madras. — St. Thome. — Maripakom. — Der Betel. — Tripalur. — Etwas über die Schultri's.

Von Madras, welche Stadt ich nun verließ, führt eine schöne, ununterbrochene Allee von hohen, schattenreichen Bäumen bis nach St. Thome. — Wir hatten noch keine Viertelstunde Wegs auf dieser Straße zurückgelegt, als mein wieder genesener Francisco hinterdrein gelaufen kam, und mir in hindustanscher Sprache zurief: „Ekkhaneh Bibi Saheb!" (d. h. Sehen Sie hier die Mamsell!) — Ich schaute hierauf zum Palankin heraus, und erblickte die gute Mamia mit der Da-

ja an dem Gemäuer eines verfallenen Hauses, wo sie meiner warteten. Ich erschrak, und wollte ihr Anfangs nur noch aus dem Palankin einen zärtlichen Abschied zurufen; denn ich befürchtete eine neue Jammerscene; aber sie streckte die Arme so sehnsuchtsvoll nach mir aus, daß ich das gute Kind, das mir vielleicht noch Etwas zu sagen hatte, nicht ungetröstet verlassen konnte. Ich ließ stille halten, stieg aus, und befahl meinen Trägern etwas weiter hin auf mich zu warten. Nun eilte ich in ihre offenen Arme. Sie bat mich tausend Mal mit Thränen wegen dieses Aufenthalts in meiner Reise um Verzeihung, und gestand mir, die Unruhe hätte sie zu diesem Schritte genöthigt, in die sie versetzt worden wäre, da sie geglaubt hätte, ich sey mißvergnügt über ihre allzu weit getriebene Melankolie von ihr geschieden. — Ich beruhigte sie aufs beste darüber. Sie bat mich, so schnell, als es seyn könnte, zu ihr zurückzukehren. Ich versprach ihr mein Möglichstes dabei zu thun, da ich selbst mich so sehr sehnte, wieder in ihre Arme zu eilen. Noch beschwor sie mich, doch ja äußerst vorsichtig bei dem Uebergange über die Flüsse zu seyn, wenn mich auf der Rückreise die Regenzeit ereilen sollte, und entzückt von dieser liebevollen Fürsorge versprach ich es ihr. — Wir nahmen nun den zärtlichsten Abschied von einander, und ich eilte zu meinem Palankin, in welchem ich meinen Reisegefährten bald wieder einholte.

Bald darauf kamen wir nach Maliapur oder St. Thome, welches vormals eine ansehnliche Stadt war, jetzt aber nur noch ein Dorf ist. Dieser Ort ist wegen ei-

ner kleinen Kirche berühmt, die auf dem Gipfel eines Berges oder vielmehr Hügels, Monte genannt, steht, und in welcher der Apostel Thomas begraben liegen soll. Dies ist einer der vorzüglichsten Wallfahrtsorte der Katholiken in Indien. Sie strömen als Pilger aus allen Gegenden dahin. — Eine Treppe von 96 großen und breiten Stufen führt zwar den Hügel hinan; aber die meisten Pilger kriechen auf den nakten Knieen hinauf. *)

Von St. Thome aus führte uns der Weg durch eine weite, sparsam bewohnte Ebene, in welcher wir hier und da Schutthaufen von verwüsteten und abgebrannten Dörfern sahen.

Abends ungefähr um 6 Uhr kamen wir zu Maripakom an, wo wir zwar zwei Schultri's fanden, aber sie waren beide so alt und verfallen, daß wir lieber unser Nachtlager an einem schönen, ausgemauerten Teiche nahmen.

Dieses Dorf hat seinen Namen von den vielen Arekapalmwäldchen erhalten, die es umgeben; auch ist es wegen seiner zahlreichen und großen Betelgärten be-

*) Diesen Wallfahrtsberg und die angeblich daselbst geschehenen Wunder habe ich, eben so wie den, einige Meilen davon entfernten, heidnischen Wunderberg Tirukischtna-Kondam, auf welchem ein Hinduertempel steht, in meiner ersten Reise (von Madras nach Ceilan) weitläufig beschrieben. Der Verf.

rühmt, die aber in dem leidigen Kriege zwischen Hyder-Ali und den Engländern zerstört wurden; überhaupt war dieses ehemals so blühende und volkreiche Dorf sehr tief herabgesunken; es zählte in den zerstreuten armseligen Hütten, die es jetzt hatte, nur noch etwa fünfzig Familien unglücklicher Menschen, die sich von dem Ertrage der Arekapalmen kümmerlich nähren.

Die Betelblätter *) sind ein allgemeines, tägliches, unentbehrliches Bedürfniß aller Bewohner Indien's, die Europäer ausgenommen. Jedermann käuet daselbst Betel, von dem Fürsten bis zum Bettler herab; ja es wird für eine Unreinlichkeit und Ungezogenheit gehalten, wenn man, ohne Betel im Munde zu haben, unter Menschen kömmt oder mit ihnen spricht, besonders wenn es Vornehmere sind. — Kein Geschenk wird Jemand ohne Betelblätter und Arekanüsse gemacht. Sogar das Nazare oder Geschenke, das man einem Fürsten oder Großen bei der ersten Audienz überreicht, muß immer mit Betelblättern bedeckt seyn.

Bei Besuchen und Schmausereien von jeder Art macht der Betel einen Hauptartikel aus; man läßt ihn mit allem Zugehöre, Arekanüssen, Kalk u. s. w. auf einem Präsentirteller herumgeben. Jeder legt sich dann seinen Betel zum Käuen selbst zusammen, indem er etwas Kalk und Arekanuß darein thut. Es ist nicht Sitte,

*) Die Betelpflanze, ein rebenähnliches Gewächs ist eine Art Pfeffer (Piper Betle), die in Indien häufig gebaut wird. Anm. des Ueb.

daß Einer dieses für den Andern thut, und ihn auf diese Weise bedient, thut es aber ein Frauenzimmer für einen Mann, so bedeutet es eine Liebeserklärung. —

So wie man in Europa Tabaksdosen bei sich trägt, so führt man in Indien Betelbüchsen mit sich, nur mit dem Unterschiede, daß Reiche und Vornehme, besonders Frauenzimmer, sich diese letztere von einem Sklaven oder einer Sklavin nachtragen lassen.

Wenn z. B. eine Mestizin oder Christenfrau in Indien zur Kirche geht, so begleitet sie ein Sklav und eine Sklavin. Ersterer hält im Gehen einen Sonnenschirm über die Dame, und die andere trägt ihr in ihrem besten Putze unter dem Arme die Betelbüchse, in der einen Hand das Spucknäpfchen und in der andern das Gebet- oder Gesangbuch nach. *) — Der Sklave muß mit dem Sonnenschirme vor der Kirchthür bis zu Ende des Gottesdienstes stehen bleiben, um seine Gebieterin zu erwarten; die Sklavinn geht aber mit dieser in die Kirche, und setzt sich auf die Erde zu ihren Füßen nieder, um ihr von Zeit zu Zeit das Spucknäpfchen oder die Betelbüchse zu reichen.

Auf solche Betelbüchsen (Arkienjos genannt) wendet man in Indien sehr viel; denn es wird ein großer Luxus damit getrieben; so wie bei uns mit den Tabatieren, und wohl noch mehr; es sind flache, viereckige

*) Die Abbildung eines solchen Kirchgangs hat unser Verf. dieser Beschreibung beigefügt. D. Ueb.

Kästchen von kostbarem Holze oder von Elfenbein, oder von Schildkrötenschale, schwer mit massivem Gold oder Silber beschlagen. Sie enthalten Alles, was zum Betelkäuen gehört, welches hauptsächlich in etwas Kalk und Arekanüssen besteht, das in ein Betelblatt gewickelt und in den Mund geschoben wird.

Der beigemischte Kalk treibt auf den Speichel, der von diesem Käuen roth gefärbt wird; und darum gehört ein Spucknäpfchen dazu, worein man auch den genugsam zerkäuten Betel ausspeit.

Die Betelblätter haben verschiedene medizinische Eigenschaften; sie stärken den Magen und das Zahnfleisch, und verhindern das Ausfallen und das Verderben der Zähne; doch werden sie durch das allzu häufige Betelkäuen mit der Zeit schwarz, indem der Kalk die Glasur derselben wegfrißt. — Von einer gesunden Person gekäute Betelblätter reinigen die Wunde, auf welche man sie legt. — Diese Blätter haben einen aromatischen Geschmack und äußern eine zusammenziehende Kraft.

Die Betelpflanze ist sehr zärtlich, kann keinen scharfen oder kalten Wind, noch allzu große Hitze ertragen und bedarf daher vieler Pflege und Sorge, besonders Beschirmung. Man muß sie täglich zwei Mal und wo möglich mit Salpeterwasser begießen, wodurch ihr Wachsthum sehr befördert wird.

Da nun die Blätter dieser Pflanze so allgemein gebraucht werden; so ist leicht zu schließen, daß sie

auch häufig gebaut werden muß, und man findet daher in Indien nicht leicht ein Dorf, das nicht einige Betelgärten hätte. — Die Engländer haben auch diesen Umstand zu ihrem Vortheile zu benützen gewußt, indem sie da, wo sie Herren sind, eine Auflage auf den Bau des Betels gemacht haben, die für die Landleute sehr drückend ist.

In dem nördlichen Indien und in andern Gegenden, wo kein Betel wächst, und wo doch Leute leben, die an das Betelkäuen gewöhnt sind, da bedient man sich der Blätter einer ähnlichen Pflanze, Sieriboa genannt.*)

Mit Tagesanbruch zogen wir von Maripakom ab; zu Paliaram, ungefähr drei Stunden weiterhin, frühstückten wir, und zu Tripalur, wo wir Halt machten, speisten wir zu Mittag.

Dieses letztere, vormals so schöne und große Dorf, das seines Tempels wegen berühmt ist, der alljährlich von Tausenden frommer Pilger besucht wurde, liegt in einer entzückend schönen Gegend. Die meisten Einwohner dieses nun, so wie die übrigen Dörfer, durch welche wir auf dieser Reise kamen, beinahe ganz verlassenen Dorfes waren Weber und Maler, und man fabrizirte hier mehrere Sorten von Kattun, als Salempuris, Serras, Schnupftücher u. s. w. Seit dem letzten Kriege ist diese Gewerbsamkeit zertrümmert! —

*) Siriblatt oder Malamiripfeffer (Piper Malamiris)? — Anm. d. Ueb.

Ich erstaunte, und konnte die vormals so schöne und fruchtbare Koromandelküste kaum wieder erkennen! Ueberall sah ich nichts, als die Fußtapfen der gräulichsten Verwüstung. Die Felder lagen ungebaut, die Dörfer unbewohnt. Selbst die wenigen noch vorhandenen Einwohner trugen den Stämpel des Elendes an sich und litten beinahe an Allem Mangel.

Wir mußten dies zu unserm eigenen Verdrusse erfahren; denn Reiß war beinahe nicht zu bekommen; die armen Einwohner behalfen sich mit verschiedenen Hülsenfrüchten. — Hühner, Enten und anderes Geflügel, Milch, Butter, Eier und dergleichen fanden wir zwar in einigen wenigen Dörfern, doch waren diese Lebensmittel sehr selten und daher auch sehr theuer. —

Ueberhaupt hatte diese paradiesische Gegend ihre ganze Gestalt verändert, und wird sich auch unter dem Drucke der Engländer nicht so bald wieder erholen!

In der Mitte des gedachten Dorfes Tripalur liegt ein hoher Hügel, und auf dem Gipfel desselben der berühmte Tempel, bei welchem man eine ungemein reizende, malerische Aussicht über eine weitausgedehnte, ebene, von Flüssen und Bächen durchschnittene und mit unzählichen Gebüschen und Baumgruppen besäete Landschaft genießt. —

Der Tempel ist ein großes, schönes antikes Gebäude, dem Gowinda*) geweiht; diese Gottheit wird

*) Gowinda ist der Name, unter welchem Kischtna oder

aber jetzt nicht mehr, darin verehrt; denn der Tempel ist durch die Truppen der Engländer und des Hyder-Ali entheiligt worden. — Da er offen stand, so trat ich mit Herren Cockrel aus Neugierde in denselben. Er lag voll Pferdemist und anderen Unflätereien; man hatte Feuer darin angezündet; wir fanden auch ein Menschengerippe darin. Dem Götzenbilde waren die Arme abgeschlagen und das Gesicht geschunden. Eine Menge Fledermäuse, die sich ihren Aufenthalt in diesem düstern Tempel gewählt hatten — denn alle hindüische Tempel werden nur durch Lampen erleuchtet — schwirrten von dem Scheine der Lichter, die wir mitgebracht hatten, aufgeschröckt, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und flatterten auf uns zu. Da wir befürchteten, es möchten noch andere, gefährlichere Thiere in diesem entweihten Tempel verborgen seyn, so eilten wir, ihn sogleich wieder zu verlassen.

Der Teer oder Processions-(Götter-) Wagen, welcher zu diesem Tempel gehörte, stand unten an einem Hügel, und war seines ganzen Obertheils beraubt, den die Soldaten ohne Zweifel abgerissen, und zersplittert haben, um ihren Reiß dabei zu kochen.

Wir nahmen unser Mittagsessen unter einem grossen Tamarindenbaume zu uns; aber die Mahlzeit war

Krischna, der verkörperte Wischnu, Kühhirt war. — Der Verf. — (Das hierauf verfertigte Gedicht Gita-Gowinda ist auch ins Teutsche übersetzt worden. M. s. Klaproth's Asiat. Magazin, II. Bd. S. 294. —)
Anm. d. Ueb.

nicht glänzend, und Herr Cockrell, der nicht an die frugale hinduische Kost gewöhnt war, würde gewiß sehr unzufrieden damit gewesen seyn, wenn er sich nicht zu Madras mit Zwieback, Käse und Wein reichlich versehen gehabt hätte.

Es waren bis drei Schultri's in dem Dorfe; aber Hyder-Ali-Khans Truppen hatten sie in dem letzten Kriege unbrauchbar gemacht.

Dies war auch der Fall mit den meisten Herbergen, die wir auf dieser Reise trafen, und insbesondere mit denjenigen der ansehnlicheren Dörfer auf dieser Straße. Ueberall ward das Estrich derselben aufgewühlt, indem man wähnte, die Hinduer hätten daselbst ihre Schätze und Kostbarkeiten vergraben! — Ein großes Unglück für die armen Reisenden, die in der Regenzeit durch diesen Landstrich ziehen, wo dann ein großer Theil des Landes von den ausgetretenen Strömen überschwemmt ist, die Stürme den Wanderer amheulen und die Donner ihn umbrüllen! —

Von diesen indischen Herbergen oder Schultri's will ich nun noch Einiges überhaupt sprechen.

Die indischen Schultri's sind den Karawanserajs und Mansals der Türken und Perser sehr ähnlich; *) denn es sind öffentliche Gebäude zum Besten

*) Die türkischen und persischen Karawanserajs sind besonders darin von den indischen Schultri's verschieden, daß sie Ställe für die Lastthiere haben, und daß gewöhn-

der Reisenden, die jedoch hier nichts, als Dach und Fach finden. Die Erbauer derselben sind gewöhnlich fromme, reiche Leute oder Fürsten, welche dieselben als Denkmäler ihrer Wohlthätigkeit stiften. —

Es giebt sehr mancherlei Arten dieser Herbergen, große und kleine, schöne und gemeine. Einige derselben sind bloß von Thon gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Doch die meisten sind von Backsteinen aufgeführt, und haben Ziegeldächer. Auch giebt es deren noch mehrere aus den alten Zeiten, die ganz aus künstlich zusammengefügten Felsenstücken erbaut und sehr ansehnliche Gebäude sind. Man findet sogar einige, die mit allen ihren Gemächern und Säulengängen in einen einzigen Felsen gehauen und über und über mit Götterfiguren und Sinnbildern verzieret sind. Jahrhunderte stehen diese Gebäude schon, und können noch Jahrhunderte ausdauern.

Solche Herbergen oder Rasthäuser haben nach ihrer Gestalt und Größe auch verschiedene Namen, wie z. B. Maram, Trivasel, Schultri u. s. w. — Der gewöhnlichste Name Schultri (Chauderie, eigentlich Tschotori) ist samskritanisch und bedeutet ein Viereck, von tschoto, vier; weil diese Gebäude immer viereckig sind.

Die schönsten und größten Schultri's findet man in dem südlichen Theile der Küste Koromandel in Hin-

lich auch Aufwärter darin zu treffen sind. (M. s. Olivier's Reise). Anm. d. Ueb.

dustan und Bengalen. Auf den Küsten von Orixa und Bahar sind sie schon seltener und auch schlechter; doch findet man deren noch hie und da, besonders an Orten, die ihrer Heiligkeit wegen berühmt sind, welche zu den Schultri's vom ersten Range gehören und schon in alten Zeiten erbauet wurden.

Längs der ganzen Küste sowohl, als im Innern des Landes ist beinahe kein Dorf zu finden, das nicht seine Schultri hat, und die meisten haben deren zwei bis drei. Da, wo die Dörfer etwas weit aus einander liegen, trifft man auch solche Herbergen, die einzeln an der Heerstraße stehen, oder an und in Wäldern erbauet sind.

Ein reicher Hinduer glaubt sein Geld nicht besser anlegen und keine wohlthätigere Handlung verrichten zu können, als wenn er ein solches Gebäude gründet. Thut er es nicht bei seinen Lebzeiten, so geschieht es durch Vermächtniß in seinem letzten Willen, den seine Erben in diesem Punkte genau vollziehen, und nie darüber murren, daß ihre Erbschaft dadurch geschmälert wird; es ist ihnen einen Schatz werth; denn eine solche Stiftung wird bei den Hinduern für äußerst rühmlich und verdienstlich gehalten; der Name des Erbauers einer Schultri wird mit Ehren auf die späte Nachwelt fortgepflanzt; ja die Hinduer sind nach ihrem Glauben überzeugt, daß durch eine solche Stiftung alle Sünden des Stifters gänzlich getilgt seyen, und daß jeder dankerfüllte Segenswunsch eines Reisenden, der

in dieser Herberge ein Obdach findet, noch der Seele des verstorbenen Erbauers in jener Welt zu gut komme.

Bei solchen Schultri's findet man beinahe immer, in der Entfernung von einigen Schritten von denselben, ein kleines Häuschen, in welchem ein Bramin, oder ein Joghie oder wohl auch ein Büßender wohnet, der sich's zum Geschäfte macht, die Herberge rein zu halten, und die Reisenden und Pilger zu bedienen, ihre Lastthiere zu tränken, u. s. w. Denn die Hinduer halten jeden Beistand, den man einem Reisenden leistet, fur ein Gott gefälliges und sehr verdienstliches Werk. — Hierin sind die Begriffe der Hinduer gar sehr von denen unserer meisten europäischen Gastwirthe verschieden! *) —

Ueberhaupt herrscht Gastfreiheit in Indien, und die Anstalten mit den freien Herbergen ersetzen durch mancherlei leicht begreifliche Vortheile den Mangel der Bequemlichkeiten, die man für theuern Preis in unsern Gasthöfen findet.

Mestizen und eingeborne Christen, seltener Europäer, bedienen sich auch der in Wäldern oder sonst reizend gelegenen Schultri's statt der Lusthäuser, die sie in zahlreichen Gesellschaften besuchen, und wo sie sich

*) Die weiteren deklamatorischen Herzensergießungen unsers Verf. über die Gebrechen des europäischen Gastwirthswesens u. s. w. sind hier, als überflüssig, weggelassen worden. D. Ueb.

einen, auch wohl einige Tage lang mit Spielen, Singen und Tanzen belustigen.

Noch muß ich hiebei anmerken, daß man in Indien bei solchen und anderen Anlässen nicht Ursache hat, wie bei uns, sich über die Unart des müssigen Pöbels zu ärgern, der Alles angafft, überall stehen bleibt, und so oft als naseweiser Zuschauer den Fremden lästig fällt.

Zwölfter Abschnitt.

Talajur. — Maweliewarom.

Es war um 3 Uhr Nachmittags, als wir wieder von Tripalur abzogen, und kurz vor Sonnen-Untergang erreichten wir das Fischerdörfchen Talajur; es liegt am Meere und hat, was seine Hütten betrifft, nnd worüber sich sehr zu wundern ist, in dem letzten Kriege nichts gelitten; aber die Einwohner waren alle umgekommen; nicht ein einziger war dem Schwerte oder dem Hungertode entgangen. Die wenigen Fischer, die jetzt das Dorf bewohnten, waren aus einem andern, einige Meilen weiter gegen Norden gelegenen, in demselben Kriege abgebrannten Dorfe hieher gezogen.

Dies Alles erzählte mir einer von diesen Unglückli-chen, als ich am Strande saß und dem Spiele der Wogen zusah. Er sprach mit Vorliebe von seinem Dorfe, seiner Hütte, seinem Fischerfloßchen und seinen Netzen; Alles hatte er damals verloren. Seine Frau und Kinder waren Hungers gestorben, und nur Er allein war übrig geblieben! Er fieng an, laut zu weinen. —

Innigst gerührt und mit düstern Gedanken ange-füllt, kehrte ich, als die Sonne untergegangen war, zu unserm Lagerplatze zurück.

Am folgenden Morgen zogen wir mit Tagesanbruch weiter, und bald nachher erblickten wir in der Ferne die Gebirge von Maveliewarom oder Maweliepuram, und um zwei Uhr Nachmittags kamen wir in das Thal selbst, und bald befanden wir uns in der Mitte dieser Menge von Wundern der Vorzeit. —

Es ist ein sehr überraschender Anblick für den Fremd-ling, der zum ersten Male hieher kömmt! Möge er auch von der tiefsten Geringachtung für die Hinduer eingenommen seyn; wann er Maveliewarom sieht, so wird er bekennen müssen, daß dieses Volk in den vorigen Zeiten eine hohe Stufe der Kultur muß erstie-gen, und daß Künste und Wissenschaften bei demselben müssen geblüht haben; denn was man von alten Bau-trümmern und Ueberresten architektonischer Denkmäler sowohl hier, als in andern Gegenden Indiens zer-streut findet, übertrifft Alles dieser Art, was sonst noch

noch irgendwo von antiken Gebäuden vorhanden ist, selbst die berühmten ägyptischen Pyramiden, u. s. w.

In diesem öden Thale fanden wir jetzt eine unbeschreibliche Menge Vögel von mancherlei Arten, wie ich noch nirgends in so großer Zahl beisammen gesehen hatte. Von jedem Hügel wiederhallte das Girren der Turteltauben, die hier in unzählbaren Haufen in den Felsenlöchern und Ritzen der Ruinen ungestört genistet hatten. —

Da Hr. Cockrel, mein Reisegefährte, heftigen Kopfschmerz hatte, so rieth ich ihm bis nach dem Mittagessen in der Schultri zu bleiben, und erst nachher seine Neugierde mit mir an diesem merkwürdigen Orte zu befriedigen. — Inzwischen stieg ich auf eine Anhöhe, setzte mich auf dem Gipfel derselben nieder und überblickte den hehren, großen Schauplatz der Thaten grauer Vorzeit um mich her, in welche ferne Epoche meine Einbildungskraft mich zurückversetzte. Hier thronte einst der mächtige Judischter*). — Bei dem Anblicke dieser gewaltigen Ruinen, vormals prachtvoller Gebäude, versank ich in tiefes Nachdenken über den gewaltsamen Wechsel der Dinge. Hier stand einst eine große, berühmte, volkreiche Haupt- und Residenzstadt mit zwanzig Thoren und hundert Pallästen. Was ist aus ihr

*) Judischter, ein in der indischen Urgeschichte berühmter Fürst, einer der fünf Söhne von Pand, des Helden des Gedichts Mahabharath. D. Verf.

und ihren zahlreichen Einwohnern geworden? — Nur Schutthaufen und Trümmer zeugen noch von ihrer vormaligen Pracht. An ihre Stelle ist ein armseliges Dörfchen getreten, wo einige arme Braminen in elenden Strohhütten wohnen!

Todesstille herrscht jetzt auf der Stelle der einst so lebhaften, prachtvollen Stadt; das Geräusch ist verstummt, die Tempel stehen zerfallen und verlassen, von undurchdringlichem Gestrüppe umwachsen; die Mauern sind mit Moos bedeckt, und mit Schlingpflanzen umwunden; der Wind heult durch die öden Hallen, und Schlangen, Eidechsen und anderes Ungeziefer haben jetzt diese Götterwohnungen bezogen. — Alle Herrlichkeiten sind verschwunden! —

Nach dem Mittagessen gieng ich nun, wie wir uns vorgenommen hatten, mit meinem Reisegesellschafter zur näheren Besichtigung der Ruinen aus. — Ich war während meines Aufenthalts zu Sadras, das nur anderthalb Meilen davon entfernt ist, öfters zu Maveliewarom gewesen, hatte mich zuweilen einen ganzen Tag daselbst aufgehalten, und hatte alles Merkwürdige besehen, untersucht und abgezeichnet; aber jedes Mal, wann ich wieder dahin kam, fand ich neuen Genuß, neuen Stoff zur Bewunderung, und auch dieses Mal schien mir alles wieder neu.

Welchen Eindruck muß nicht ein solcher Haufe halbverfallener uralter Gebäude machen, die in Gestalt und Bauart ganz von den heutigen verschieden sind!

Ungeheure Steinmassen sind hier aufgehäuft, tiefe unterirdische Gewölbe ausgegraben, die jetzt den Eulen und Fledermäusen zur Wohnung dienen; ganze Felsen sind ausgehöhlt und in Säulenhallen gehauen. — Gewiß findet man auf der ganzen Erde nirgends auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raume so viele Gebäude beisammen, die alle in Felsen ausgehauen sind, als zu Maveliewarom. Alle Anhöhen sind mit Tempeln, Pyramiden, Schultri's und dergleichen Gebäuden bedeckt, und in ihrem Innern ausgehöhlt; Alles aus demselben Gesteine.

Ungeheure Felsmassen liegen hie und da herum zerstreut, als ob sie durch ein Erdbeben wären von den Gebirgen losgerissen worden; andre scheinen absichtlich dahin gebracht worden zu seyn, um zu irgend einem Baue zu dienen; man findet welche darunter, in die allerlei Bilder gehauen sind.

Besonders merkwürdig sind sieben alte Tempel, die sich von dem Meeresufer an in einer geraden Linie, einer hinter dem andern, über eine Meile weit gleich einer Klippenreihe in das Meer hinaus erstrecken. Ueber die zwei ersten rollen die Meereswogen ungehindert weg, und nur bei sehr niedriger Ebbe werden ihre Spitzen sichtbar; die anderen erheben sich, immer einer höher als der andere, über das Wasser, je näher sie am Strande stehen; mit fürchterlichem Getöse bricht sich die Brandung an denselben. Der erste oder nächste dieser Tempel steht noch gerade auf dem Trocknen an

dem äußersten Rande des Meeres, so daß bei hohem Wasser die Wellen an demselben anschlagen. Bei sehr niedrigem Wasser heben sich die Gipfel noch mehrerer anderer verfallener Gebäude über das Wasser, so daß dieser Theil der Küste den Schiffen sehr gefährlich ist. Auch sind die sieben Pagoden von Mavelie waron den Seefahrern genugsam bekannt und furchtbar, und finden sich selbst auf den Seecharten angezeigt. —

Eine ausführliche Beschreibung aller Merkwürdigkeiten von Maveliewarom kann hier keinen Raum finden. Ich muß mich daher begnügen nur Einiges davon zu berühren.

Nicht weit vom Ufer steht ein mittelmäßiger Berg, der den Seeleuten zum Merkmale dient, und alle Aufmerksamkeit des wißbegierigen Beobachters verdient. Wenn man sich diesem Berge von der Nordseite nähert, findet man eine solche Menge von alten Denkmälern und Ruinen, daß man bei dem ersten Anblicke glaubt, in eine versteinerte Stadt zu kommen. — An dem Fuße dieses Hügels, am Meere, steht eine sehr schöne Pagode, die mit allen ihren Pfeilern und Zierrathen, aus einem einzigen Felsen ausgehauen ist. In derselben sieht man rings umher eine Menge Bilder von mehr als Lebensgröße in ihren Nischen, die ebenso, wie das Riesenbild eines Mannes, der eine Bischofsmütze auf dem Kopfe hat, an Händen und Füßen gefesselt ist, und in einer Art von Sarge liegt, welcher mitten in der Kirche steht, aus demselben Gesteine ausgehauen sind. —

Hie und da sieht man große Felsenstücke liegen, von welchen manche wohl 15 Fuß hoch und vier Mal so lang sind; sie sind auf der einen Seite allein mit mancherlei Bildern in halb erhobener Arbeit von mehr als gewöhnlicher Lebensgröße angefüllt, welche in allerlei Gestalten dargestellt sind. Wozu dieselben dienen sollten, kann ich nicht sagen.

Weiter hinaufwärts findet man einen großen, geräumigen, tief in den Berg hinein gehenden Saal mit drei Reihen Säulen; Alles aus Einem Stücke gehauen. — Diese Grotte ist nach Art der heutigen Schultri's angelegt, und scheint auch dazu gedient zu haben. — Auf der entgegengesetzten Seite des Eingangs steht eine Reihe von Statuen, die ebenso, wie die vordersten Pfeiler, von der scharfen Seeluft sehr zernagt sind. — Weiter verdienen die breiten, bequemen Stufen bemerkt zu werden, die auf vier verschiedenen Seiten in den Berg gehauen sind, und bis nahe an seinen Gipfel hinaufführen.

Auf der Westseite, halben Wegs von dem Berge, kömmt man zu einem Tempel, der auch aus einem einzigen Felsen gehauen ist, und dessen Wände mit schön geschnittenen Bildern bedeckt sind, die noch sehr wenig von dem Zahne der Zeit gelitten haben, weil sie der Seeluft nicht ausgesetzt sind. — Von diesem Tempel steigt man auf verschiedenen Treppen zu dem Gipfel des Berges hinan, auf welchem man eine Menge zerbrochener Säulen und Bilder findet, welche

den ganzen Rücken des Hügels bedecken, und unwidersprechlich beweisen, daß ehemals hier ungemein große Palläste und andere Gebäude gestanden haben müssen.

Wenn man von da auf der Südseite, auf ausgehauenen Stufen den Berg hinabsteigt, so kömmt man wieder zu einer andern, tief in den Berg hinein ausgehauenen Grotte, die von einer Menge Säulen gestützt wird. Nach den Altären, die man darin findet und der großen Menge Statuen von Göttern und Göttinnen zu urtheilen, die sie enthält, scheint sie vormals zu gottesdienstlichem Gebrauche bestimmt gewesen zu seyn. — Man bemerkt unter diesen Götzenbildern die Riesengestalt eines Wischnu, der auf einer Art von Bette liegt. Sein Kopfkissen ist eine geringelte Schlange. — Dieses ganze Bild ist, so wie die übrigen alle, aus dem Felsen gehauen, mit welchem es noch durch sein Untertheil zusammen hängt.

So wie in diesem, eben so findet man in den übrigen Bergen oder Hügeln, welche dieses Thal bilden, eine Menge solcher Tempel, Denkmäler und Ruinen; so auch tief in die Felsen ausgegrabene Grotten und Säle, deren einige einen weiten, mit Bildern verzierten Eingang haben. — Vermuthlich müßten in diesen unterirdischen Gemächern noch mancherlei Inschriften, vielleicht auch wichtige Handschriften zu finden seyn; aber ihr Zugang ist wegen der Schlangen und anderer giftigen Thiere, die hier hausen, allzu gefährlich. Auch ich wurde dadurch abgeschröckt, als ich von Sadras

aus mehrmals in der Absicht hieher kam, solche Nachforschungen zu wagen.

So bewundernswürdig alle hier erwähnte architektonische Kunstwerke auch sind, so werden sie doch von mehreren anderen noch übertroffen, die man aus der Ferne auf mehreren Hügeln sich erheben sieht, welchen man sich aber wegen der steilen Anhöhen, des dicht verwachsnen Gebüsches und der hier hausenden giftigen und reißenden Thiere nicht ohne augenscheinliche Gefahr nähern kann.

Auf dem zackigen Rücken eines solchen steilen, und jetzt ganz unzugänglichen, hohen Felsen steht ein Tempel, der, allem Anscheine nach, noch ganz unbeschädigt ist. Die Braminen versichern, daß man inwendig in diesem Felsen, auf darin ausgehauenen Stufen bequem auf den Gipfel gelangen könne; doch seit undenklichen Zeiten habe dies Niemand mehr gewagt.

Ganz außerhalb des Dorfes, auf der Südseite, stehen fünf Tempel von verschiedener Gestalt und Größe, jeder nur einige Schritte von dem andern; sie sind alle aus demselben Felsen gehauen, und daher bestehen alle fünf, jeder nur aus Einem Stücke. — Das Dach des mittlern und größten dieser fünf Tempel ist rund gewölbt, und hat einen großen Riß, der, wie man sagt, durch einen Donnerschlag entstanden seyn soll. Alle diese fünf Tempel sind mit Sinnbildern und Götzenfiguren angefüllt, die, so wie die Säulen, welche die Decke tragen, zu demselben Felsen gehören, aus

welchem Alles mit dem Meisel gehauen ist. — Man findet dabei auch Abbildungen von Elephanten, Löwen und andern Thieren, von mehr als Lebensgröße, die alle in Stücke von dem nämlichen Felsen ausgehauen sind.

Ueberhaupt sind die meisten Tempel, die man hier, zum Theil verfallen findet, aus Einem Felsen gehauen; doch giebt es auch mehrere Gebäude, die aus schwarzen, nicht mit Kalk oder Mörtel, sondern bloß durch ihre Schwere mit einander verbundenen, Felsenquadern aufgeführt sind.

Man erstaunt, welch ungeheure Felsenmassen auf eine Höhe von 100 und mehr Fuß zu solchen Bauten gebracht worden sind, und man muß der alten hinduischen Baukunst volle Ehre wiederfahren lassen!

Die Inschriften, die man hier findet, hat noch kein hinduischer Pundit (Gelehrter) entziffern können; denn die Charaktere sind gänzlich von dem Samskrit, dem Nagari, dem Grindam und anderen alten indischen Schriftarten verschieden.

Die alte Stadt, die einst hier stand, muß von sehr beträchtlichem Umfange gewesen seyn; denn man rechnet und findet, daß nicht nur das ganze Thal, das etwa 3 (holl.) Meilen im Umfange hat, dazu gehörte, sondern sie sich auch zwei Mal so weit gegen Osten an das Meer hin erstreckte, wo jetzt die Wellen ihre Trümmer bedecken.

Wann und wie diese große Stadt zu Grunde gegangen ist, ob durch Krieg oder Natur, ist unbekannt. — Ihr hohes Alterthum verliert sich in dem undurchdringlichen Dunkel der grauen Vorwelt. *) Man weiß von ihrem Ursprunge eben so wenig Gewisses anzugeben, als von ihrem Untergange. — Bloß in dem berühmten Heldengedichte Mahabharath findet man einige dunkle Erwähnung von derselben, wobei ihre Entfernung von der Mündung des Ganges, und Judischter, als ihr Beherrscher angegeben ist. Vermuthlich war derselbe auch ihr Stifter, der ihr, seinem Freunde und Beschützer Kischna zu Ehren, den Namen Mahapillicpuram, d. h. Stadt des großen Tigers gab; denn Pillie bedeutet in der Nagarisprache einen Tiger. **) Andre meinen, diese Stadt habe ihren Namen erhalten von dem samskritanischen Worte Mavalie, welches einen Pfau bedeutet; noch Andere leiten diesen Namen von dem Könige oder Radschah Bali ab, welche Meinung aber ganz unwahrscheinlich ist; denn dieser Fürst hat zu Ajudhia, dem heutigen Aud regiert.

Ueberhaupt ruht dichte Finsterniß auf der Geschichte und dem Ursprunge aller solcher Denkmäler und Ueberreste der Vorzeit, die man in beinahe allen Thei-

*) Man vermuthet, daß Maveliewarom, die Stadt Maliarpha bei Ptolemäus, und andern alten Schriftstellern gewesen sey. D. Ueb.

**) Wischnu wird in seiner Verwandlung als Kischna in der Sanskritsprache Mahalhag, d. h. großer Tiger genannt. D. Verf.

len von Indien zerstreut findet. Was man darüber sagt, ist entweder höchst unbefriedigend, oder beruht bloß auf Fabeln.

Dessen ungeachtet sind diese Trümmer die schönsten Beweise von der hohen Kunst und schönen Blüte der Kultur jener frühesten Zeitalter, aus welchen solche Denkmäler sich herschreiben, von deren Entstehung nicht einmal mehr eine Tradition vorhanden ist.

Die Zeit, ja selbst die Alles vernichtende Hand der Menschen hat seit vielen Jahrhunderten diese herrlichen Denkmäler nicht ganz zerstören können, die gewiß noch eben so viele Jahrhunderte ausdauern werden; besonders aber werden die unterirdischen Gewölbe und Säle, die dem Zahne der Zeit und der Zerstörungslust der Menschen trotzen, nur mit der Welt untergehen.

Es fieng schon an dunkel zu werden, als wir unser Umherwandern zwischen den Ruinen und unser Klettern auf die Felsen endigten. Gewiß eine ganze Woche würde nicht hinreichen, um alle Merkwürdigkeiten dieses Ortes gehörig zu besichtigen.

Die Schultri, in welcher wir uns gelagert hatten, lag nebst einigen anderen außerhalb des Dorfes, und war, so wie die übrigen, ganz leer von Reisenden, außer uns. Ueberhaupt übernachten die Reisenden nicht zu Maveliewarom, aus Furcht vor den Tigern, Schakals und Hyänen, die hier in den undurchdringlichen Gebüschen, in den Ruinen und Felsgeklüften zahlreich hausen.

Da jedoch unsre Kuli's keine Lust bezeugten, diesen Ort so schnell zu verlassen, um die Reise fortzusetzen; da wir hätten im Dunkeln fortwandern müssen, weil wir nicht mit Fackeln versehen waren, und erst gegen Mitternacht in Sadras angekommen wären, wo ich auch einige Geschäfte abzuthun hatte, wozu es nöthig war den Tag abzuwarten; so beschloß ich, Trotz der drohenden Gefahren von den wilden Thieren, hier zu übernachten. — Die Braminen riethen uns, auf unserer Hut zu seyn, indem es schon geschehen sey, daß Tiger Reisende aus der Schultri herausgeholt hätten; ja es sey noch nicht vor langer Zeit einer von den Dorfbewohnern von einem solchen Raubthiere zerrissen worden.

Wir beschlossen daher, abwechselnd Wache zu halten. Ich befahl zwei große Feuer vor demjenigen Theile der Schultri anzuzünden, den wir einnahmen, und Holz genug herbeizuschaffen, um dieselben die Nacht hindurch unterhalten zu können. — Die Kuli's hatten sich ihrer Gewohnheit zu Folge sogleich nach dem Nachtessen schlafen gelegt; mein Reisegefährte blieb noch bei einer Bole Punsch bis 11 Uhr bei mir auf; dann legte er sich auch zur Ruhe; denn ich hatte die erste Wache bis 2 Uhr nach Mitternacht. Ein Paar Kuli's leisteten mir Gesellschaft. Nachdem ich meine Flinte mit einer Kugel geladen hatte, steckte ich eine Cigarre an, und setzte mich auf die Stufen der Schultri.

Eine rabenschwarze Nacht bedeckte das ganze Thal, und durch dieselbe flimmerte kein anderes Licht, als der Schein der Leuchtwürmchen, die sich in den Gebüschen aufhielten. Die Todesstille, die rund umher in der ganzen Gegend herrschte, wurde nur durch das schauerliche Geheul der Schakals unterbrochen, die Truppweise einander von den Hügeln herab antworteten. Auch die Nachteulen, die jetzt ihre Felsenhöhlen verlassen hatten, ließen ihr Gekreisch dazwischen hören.

Es war eine schauerliche Nacht, die mich in düstres Nachdenken versenkte. *) Aus demselben weckte mich plötzlich das Gebrüll eines Tigers, begleitet von dem Geheule einiger Schakals, das wieder von anderen beantwortet wurde. Das Geschrei schien nicht zwanzig Schritte von uns entfernt zu seyn, und kam von der andern Seite der Schultri her. — Die beiden Kuli's, die mit mir wachten, waren eingeschlafen, während ich in tiefes Nachdenken versunken war. Das Gebrüll schröckte sie auf; ja selbst Herr Cockrel wurde davon aufgeweckt, und sprang ängstlich aus seinem Palankine.

Ich ergriff hastig mein Gewehr, die beiden Kuli's nahmen Feuerbrände in die Hände, und so eilten wir auf die Seite der Schultri, von woher der Schall

*) Hr. Haafner theilt uns hier wieder seine Gedancken über Vergänglichkeit und Kriegsübel mit, die wir aber des Raums wegen weglassen, so gut sie auch gedacht und gesagt sind. D. Ueb.

gekommen war. Wir sahen nichts; da aber einige Schritte davon ein Gebüsche war, so mochten die Raubthiere wohl darin verborgen seyn, um auf uns zu lauern. Ich schoß in das Gebüsche, um sie daraus zu vertreiben. — Der Schuß weckte nun alle Kuli's auf, die nicht wußten, was das bedeute. Ich beruhigte sie, und sie legten sich dann wieder schlafen. Doch Herr Cockrel und ich beschlossen aufzubleiben und zu wachen. Es war um ein Uhr, und wir brachten nun den Rest der Nacht mit Rauchen und Schwatzen hin.

Wir hörten und sahen nun weiter nichts mehr. Dies hatten wir unseren Feuern und dem guten Rathe der Braminen zu danken. Wie leicht wäre nicht ein Unglück geschehen gewesen!

Sobald der Tag anbrach, weckte ich meinen Francisco, um Kaffee zu kochen. Um 8 Uhr zogen wir dann unsere Straße weiter.

Dreizehnter Abschnitt.

Ankunft zu Sadraspatnam und Wiederabreise von da. — Arialchery. — Die Schultri Lingie-Chitty. — Alamparwe. — Onor.

Es mag um eilf Uhr gewesen seyn, als wir in der Wellakaren-Schultri, eine Viertelstunde von Sadras, anlangten. — Ich fand sie in einen Steinhaufen verwandelt; doch das Wäldchen stand noch, das dazu gehörte, war aber ganz verwildert! Ach, wie so manche vergnügte Stunde hatte ich ehemals hier zugebracht! —

Ein Bedienter des Grafen von Byland, welcher nun Direktor des wieder errichteten holländischen Komtoirs zu Sadras war, wartete hier auf mich.

Nämlich in dem Kriege vom J. 1780 war Sadras, sowohl das Dorf, als das Kastell, zerstört worden; die Holländer wurden als Kriegsgefangene nach Madras gebracht, und die übrigen Einwohner waren alle, ohne Ausnahme, weggewandert. Nun gieng vollends Alles zu Grunde, und diese holländische Niederlassung war nun in einen Sammelplatz wilder Thiere verwandelt. — So fand ich diesen Ort im J. 1784 auf meiner Reise von Madras nach Ceilan, und erkannte ihn kaum wieder! —

Das ganze Land war verwüstet, und es war nicht glaublich, daß hier so leicht eine Handels-Niederlassung wieder aufblühen könne. Dennoch hatten die Direktoren der holländisch-ostindischen Handels-Gesellschaft den Entschluß gefaßt, das Unmögliche möglich zu machen, und Sadras wieder zu besetzen, und zu einer Handelsloge einzurichten. Mit der Ausführung dieses Entwurfs wurde der Herr Graf von Byland beauftragt, und mit der nöthigen Dienerschaft, und einer Anzahl Sipajen an Ort und Stelle geschickt. Hier befand er sich nun in der größten Verlegenheit, in einer öden, nur mit Trümmern angefüllten Wildniß, unbekannt mit dem Handel, den die Kompagnie vormals hier trieb, ohne Anleitung, ohne Muster, ohne ältere Bücher und Schriften vorzufinden; ja es war nicht ein Mal mehr ein einziger Mensch vorhanden, der ihm Anweisung oder guten Rath ertheilt hätte, und so wußte er sich nun gar nicht zu helfen.

Kapitän Huau war vor mir von Madras abgegangen, um nach Ceilan zu reisen. Zu Sadras hatte er den Grafen angetroffen, den er schon vormals gut kannte, und diesem erzählte er, wie er mit mir von Masulipatnam nach Madras gereiset sey, und sagte ihm dabei, daß ich ehedem drei Jahre lang die Bücher der Komtoirs zu Sadras geführt, und dabei zugleich die Stelle eines Sekretärs versehen habe. Der Graf, der sich nun weiter nach mir erkundigt, und meinen Aufenthalt bei Dr.

Beisser erfahren hatte, schrieb sogleich an mich, und ersuchte mich auf das dringendste, zu ihm zu kommen, um ihm die nöthige Anweisung wegen des vormaligen Handels- und Geschäftsgangs zu Sadras zu geben. Ich antwortete ihm, daß ich in Kurzem eine Reise nach dem südlichen Theile der Küste machen, und ihn dann besuchen würde. In einem zweiten Briefe bat er mich, ihm den Tag meiner Abreise von Madras zu melden. Diesem zu Folge hatte er nun einen hinduischen Aufpasser zu der Wellekaren-Schultri postirt, damit ich ja nicht, ohne bei ihm einzusprechen, vorbeiziehen möchte.

Die Empfindungen, die mich überstürmten, als ich in das unglückliche Sadras eintrat, lassen sich nicht ausdrücken. Wie sehr war hier Alles verändert! Hier, wo ehemals Ruhe, Wohlstand, Glückseligkeit herrschten, war nun eine beinahe menschenleere Wildniß! Alles war vernichtet! — Kaum erkannte ich noch die vormals so reizende, paradiesische Gegend, wo ich einst so vergnügt gelebt hatte!

Der schöne, prächtige Alabaum, *) der an dem Eingange von Sadras stand, war noch vorhanden, und jetzt noch größer und schattenreicher, als vormals; aber

*) Der indianische Feigenbaum (Ficus indica), wovon S. 198 im ersten Theile dieser Reise nachzusehen.

D. Ueb.

aber nun versammelten sich keine muntere Gesellschaften in den Abendstunden mehr um ihn her! Dieser ehemalige allgemeine Versammlungsplatz der Alten und Jungen war nun verlassen! — —

Wir traten bei dem Grafen ab, der uns auf das herzlichste und freundschaftlichste empfieng. Er hatte das dem vormaligen Direktor de Reys gehörige Haus, außerhalb dem Kastelle, das beinahe ganz verfallen war, so weit möglich wieder herstellen lassen, um es einiger Maßen bewohnbar zu machen. — Die übrigen Kompagnie-Diener waren: ein Equipagen-Aufseher, ein Paar Schreiber und ungefähr dreißig Sipajen, die in den am wenigsten beschädigten Häusern und Hütten des Orts wohnten. Uebrigens hatten sich bisher, obgleich das Komtoir schon seit geraumer Zeit wieder errichtet war, noch sehr wenig hinduische Familien hier angesiedelt; die meisten neuen Einwohner bestanden aus ledigen Leuten, die man noch mit Geld und anderen Nothwendigkeiten unterstützen mußte, um sie in den Stand zu setzen, sich zu ernähren. Der Graf hatte auch einen katholischen Priester aus Goa, der sich zu St. Thome befand, zu bereden gewußt, sich zu Sadras niederzulassen, und die Kirche, die auch viel gelitten hat, wieder zu eröffnen. Es ist aber gar nicht glaublich, daß dieser Ort, der auch vormals nur ein Dorf war, sobald wieder bevölkert seyn werde; und an Handel ist gar nicht mehr zu denken. Denn, wie werden vermögende Kaufleute sich hier niederlassen, so lange sie nicht durch ein Ka-

stell oder eine hinreichende Besatzung geschützt sind? — Wo sollen Zitzweber in hinlänglicher Zahl in diesem entvölkerten Lande gefunden werden? — Und die tyrannischen Engländer, werden diese nicht, bei ihrer jetzigen Uebermacht in Indien, alle Hülfsmittel aufbieten, um ihre Nebenbuhler im Handel zu Grunde zu richten? —

Meine Ankunft ward bald in dem ganzen Orte ruchtbar, und einige von den alten Einwohnern, die aus Liebe zu ihrem Geburtsorte wieder dahin zurückgekehrt waren, Männer und Weiber kamen herbei, und stellten sich in einem Trüppchen in einiger Entfernung vor das Haus des Grafen, mit (nach hinduischer Sitte) in einander geschlagenen Armen. Sie nickten mir mit freundlichen Gesichtern zu, und hörten nicht auf, mir ihre Salams zuzusenden. Ich trat zu ihnen hin, und schüttelte ihnen treuherzig die Hände. Sie bewillkommten mich mit herzlichster Freude, und wir sprachen nun mit einander, wie man leicht denken kann, von dem vormaligen blühenden Zustande dieses Ortes. Ach, das waren schmerzliche Erinnerungen! —

Sobald ich mich von meinem freundschaftlichen Wirthe schicklich losreißen konnte, gieng ich allein aus, um das unglückliche Sadras nochmals zu besehen, das zwar sehr verwüstet war, aber für mich seine Reize nicht verloren hatte. — Ich besah auch die Schutthaufen des Kastells, konnte aber nicht in das

Innere eindringen, weil Alles mit Unkraut und Dorngebüschen verwachsen war, und außer anderem Ungeziefer auch viele Brillenschlangen darin hauseten.

Wir blieben drei Tage bei dem Grafen, der uns herzlich gern drei Monate und noch länger bei sich behalten hätte; auch überhäufte er uns mit Höflichkeiten. Ich verfaßte in dieser Zeit für ihn eine schriftliche, ausführliche Anweisung, wie er sich in allen vorfallenden Gelegenheiten auf seinem Posten zu benehmen habe, nebst einem Berichte über die Art und Weise, wie vormals die Geschäfte und Angelegenheiten der Kompagnie geführt wurden, ab; ich richtete ihm seine Bücher ein, durchsah und verbesserte seine sechsmonatliche Rechnung, und theilte ihm überhaupt, so viel ich es vermochte, alle nöthige Belehrung mit.

Vor der Abreise brachten wir noch eine fröhliche Nacht mit einander hin. Hätten es meine und meines Reisegefährten Angelegenheiten erlaubt; so wäre ich gern noch einige Tage hier geblieben; denn mein Herz hieng noch sehr an Sadras; ja ich würde mit Freuden den Vorschlag des Grafen angenommen haben, der mir die Stelle seines Sekretärs und Buchhalters mit einem ansehnlichen Gehalte, freier Tafel und anderen Vortheilen anbot; wenn es nur mit meinen anderen Planen verträglich gewesen wäre.

Nirgends hatte es mir in Indien so wohl gefallen, als zu Sadras, für welchen Ort ich eine besondere Vorliebe hatte, und daher auch am Mor-

gen meiner Abreise, noch vor Tages Anbruche aufstand, um den geliebten Ort nochmals zu durchwandeln. Ich besah alle Plätze wieder, die mich ehemals interessirt hatten, den Teich, in welchem ich Morgens und Abends, so wie mehrere hundert Menschen zu baden pflegte; er war jetzt mit Schilf und Unflat bedeckt; das Haus, das ich vormals bewohnte, nun ein Schutthaufe, so wie die Häuser meiner alten Freunde. Ich vergaß mich ganz über den Gedanken von dieser schröcklichen Veränderung, so daß mein Reisegesellschafter mich aufsuchen lassen mußte, um mir anzuzeigen, daß es Zeit sey, abzureisen.

Wir nahmen herzlichen Abschied von dem Grafen von Byland, stiegen in unsre Palankins, und ich verließ Sadras mit gepreßtem Herzen.

Wir kamen zuerst nach Arialschery, welches Dorf ungefähr eine Meile südwärts von Sadras liegt, und der Kompagnie gehört. Daselbst war vormals ein berühmter Steinbruch, wo viele feinere Steinarten zu Fließen oder Steinplatten u. s. w. gehauen und geschliffen wurden. Zu jener Zeit war dieser Ort groß und seine Einwohner lebten in einem gewissen Wohlstande; jetzt aber war derselbe nicht mehr kennbar. Das ganze Dorf bestand nur noch aus wenigen elenden Strohhütten, und war bloß noch von Leuten bewohnt, die aus anderen Gegenden herbeigelaufen oder durch Geschenke und Versprechungen herbeigelockt waren.

Unsre Kuli's hielten hier stille, um zu trinken, und zu frühstücken; inzwischen hatte ich Gelegenheit, mit dem Manigar oder Dorfshäuptling zu sprechen, den ich befragte, ob wieder Leute in dem Dorfe wären, welche das Steinhauen und Steinschleifen verständen, und ob man das Werk wieder angefangen habe, oder anzufangen bereit sey? — Er zuckte die Achseln, und aus Allem, was er sagte, konnte ich deutlich schließen, daß man diese Arbeit nicht sobald wieder beginnen würde, und daß wenig Hoffnung zur gänzlichen Wiederherstellung des vormaligen Wohlstands dieses Dorfes vorhanden wäre.

Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir in der Schultri Lingie-Chitty an, welche eine der größten öffentlichen Herbergen auf der ganzen Küste ist; denn es können wohl tausend Menschen sich gemächlich darin lagern. — Vor dem unglückseligen Kriege vom J. 1780 war ich einige Male hieher gekommen, und fand diese Schultri so sehr angefüllt mit Menschen, daß ich kaum noch Raum für mich darin hatte; jetzt aber waren höchstens zehen bis zwölf Reisende darin. — So sehr ist jetzt dies schöne Land entvölkert! — Die Schultri selbst hatte auch sehr viel von den Durchzügen der Truppen des Hyder-Ali und der Engländer gelitten. Vormals wurde hier auch armen, dürftigen Reisenden Reißwasser und Reiß ausgetheilt. Dies fand nun nicht mehr Statt.

Es war schon spät, als wir zu Alamparweh

ankamen, das vormals eines der größten und schönsten Dörfer auf der Koromandelküste, ein wahres irdisches Paradies war, und das ich nun beinahe ganz verödet fand. — Wir mußten hier abermals Feuer anzünden, um uns vor den wilden Thieren zu schüzzen; denn wir hörten das anhaltende Geheul der Schakals und konnten auch deutlich das Gebrüll eines Tigers unterscheiden. Vermuthlich kamen diese wilden Thiere aus den nicht weit davon gelegenen, mit Gesträuche und Krüppelholz bewachsenen Dünen herbei, um ihre Nahrung in dem Dorfe zu suchen. — Ueberhaupt hatte sich seit dem letzten Kriege die Zahl der wilden und reißenden Thiere in dem südlichen Theile der Koromandelküste ungeheuer vermehrt, indem sie durch die unzähligen Leichen, womit das ganze Land überdeckt war, aus den Gebirgen Gaut oder Gingi herbei gelockt wurden.

Mit Tagesanbruche zogen wir weiter durch das Dorf, das ehemals um diese Zeit schon so lebhaft war, worin man aber jezt kaum einige Menschenstimmen hörte.

Um zehen Uhr kamen wir an den Palaar (d. h. Milchfluß), der in den Gebirgen von Gingi entspringt, von welchen er in der Regenzeit mit schröcklichem Ungestüm herabstürzt, und durch Bergströme verstärkt, aus seinem Bette tritt, Bäume, Hütten, Alles was ihm in dem Wege ist, mit sich fortreißt, und das Land umher überschwemmt, so daß man oft mehrere

Tage warten muß, ehe man über denselben kommen kann. Jetzt aber war er völlig ausgetrocknet.

Kurz vor Sonnenuntergang langten wir in dem Dorfe Onur an, wo wir übernachteten. Aber der Name dieses Dorfes raubte mir die Nachtruhe; denn er rief mir die Stadt Onur, im Königreiche Mäsur (Mysore) zwischen Panian und Bombay gelegen, ins Gedächtniß, und erinnerte mich an die Gräuelthaten, welche die Engländer daselbst verübten, als sie im J. 1782 unter Oberst Matthews diese Stadt belagerten, die wegen ihrer Schwäche nur zwei Tage lang Widerstand leisten konnte, und dann kapituliren mußte. Die Kapitulation, in welcher das Leben und Eigenthum der Besatzung und der Einwohner gesichert wurde, war unterzeichnet, und man öffnete den Siegern die Thore; als aber die Engländer einzogen, achteten sie nicht weiter auf das gegebene Wort, sondern mordeten mit kaltem Blute ohne Unterschied Besatzung und Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, über zehntausend an der Zahl. Die ganze Stadt schwamm im Blute! *) —

---

*) Ich erinnerte mich dabei an die noch empörendere Schandthat, welche die Engländer um dieselbe Zeit und unter demselben Befehlshaber in der festen Stadt Omanpur in der Landschaft Bednur oder Kanara verübten, welche Stadt sie mit Sturm eroberten, indem sie nicht nur die 1800 Mann starke Besatzung mordeten, sondern auch etwa 400 junge Weiber und Mädchen, die sich in eine Pagode

Vierzehnter Abschnitt.

Kanschemeer. — Ankunft zu Pondichery. — Herr Choiselle. — Schlimme Nachrichten. — Mamia. — Der letzte Dienst. — Abreise. — Beschluß.

Diese Rückerinnerungen marterten mich so sehr, daß ich erst gegen Morgen einschlafen konnte; doch wurde ich bald wieder aufgeweckt, weil der Kaffee fertig war. Um 7 Uhr reiseten wir von Onur ab, und ich war froh, ein Dorf zu verlassen, in welchem ich eine so schlimme Nacht gehabt hatte; ach, ich wußte damals nicht, daß ich bald noch eine schröcklichere Zeit in diesem Dorfe verleben würde!

Gegen Mittag kamen wir nach Kanschemeer, einem schönen Dorfe, das sich noch in gutem Zustande befand. In der Schultri, die auch nicht viel gelitten hatte, trafen wir einige Kaschi-Kauris und Sipajen. — Hier hatten die Engländer, ehe sie das Fort St. David erhielten, eine Faktorei, die aber nachher wieder aufgehoben wurde.

Kanschemeer liegt 3 (holl.) Meilen von Pondichery, und hier fängt der natürliche Damm,

geflüchtet hatten, alles ihres Schmucks beraubten, sie auf das Viehischste schändeten, und dann mit ihren Bajonetten durchbohrten! D. Verf.

Rothsand genannt, an, weil er aus grobem rothen Sande besteht; die Franzosen nennen diesen Damm, der bis nach Wilnur südwärts geht, Côteau. Die Malàbaren nennen denselben Perembeh; nach einem gleichnamigen Dorfe, das einen großen, sehr schönen, ausgemauerten Badeteich hat. — Auf diesem Damme hatten die Franzosen, als ihre Angelegenheiten in Indien noch in ihrer Blüte standen, hübsche Lusthäuser, die aber von den Engländern im J. 1761 meist zerstört wurden, so wie dieselben auch damals Pondichery, die schönste Stadt in ganz Indien, in einen Steinhaufen verwandelten.

Die Gegend um Pondichery ist entzückend schön; vor dem letzten Kriege war sie zehen Meilen in die Runde mit Dörfern übersäet; doch die meisten derselben waren jetzt zerstört, und die noch vorhandenen kaum zur Hälfte bewohnt.

Es war um 7 Uhr Abends, als wir zu Pondichery anlangten, und bei Herrn Joly einkehrten, bei welchem ich schon von Madras aus zwei Zimmer für uns bestellt hatte. Vormals hatte ich immer bei einem Herrn Telemaque geherbergt, der aber, wie ich erfahren, inzwischen gestorben war.

Bei meiner Ankunft fand ich schon einen Brief für mich, welchen Mamia am Tage nach meiner Abreise, zu Madras auf die Post gelegt hatte. — —

Hier möchte es doch wohl nicht unnöthig seyn,

etwas von dem Postwesen in Indien zu erzählen, das von dem europäischen so sehr verschieden ist; denn es giebt dort weder fahrende noch reitende Posten, sondern laufende, nämlich Postboten zu Fuße, welche die Felleisen mit den Briefen von Ort zu Ort befördern, und Tappals oder Dhaak genannt werden. In allen beträchtlichen Städten, wie z. B. Kalkutta, Madras, Pondichery, Tanschaur, Nagapatnam u. s. w., sind Postkomtoire, von welchen jeden Abend die Briefe durch Postboten nach allen Theilen von Indien abgehen. Es sind aber dieser Postboten immer zwei beisammen; der eine derselben trägt das Brieffelleisen, und der andere ein kleines Trommelchen, das einen sehr hellen, lauten Schall giebt, und worauf er immerfort schlägt, theils um Schlangen und wilde Thiere, die sich im Wege finden könnten, zu verjagen, theils um die Ankunft der Post zu verkündigen. Von zwei zu zwei Meilen sind kleine Hütten an der Poststraße aufgerichtet, worin die Postboten wohnen, die, so wie sie das Trommelchen hören, heraustreten, das Felleisen aufnehmen, das ihnen der Ankommende vor die Füße wirft — denn es anders zu übergeben, erlaubt der Aberglaube nicht — und sogleich laufen die neuen Postboten eilends damit auf die nächste Station, und so geht es dann weiter fort, bis zum nächsten Postkomtoir.

Der Brief von Mamia war mit innigsten Bezeugungen der Liebe, und mit Bitten um baldige Rückkehr angefüllt.

Kaum war ich drei Tage zu Pondichery, als ich von einem Fieber befallen wurde, das mich neun Tage im Bette hielt. Mein Arzt war Herr Choiselle, ein französischer Missionar, der lieber durch seine Kenntnisse in der Heilkunde Menschenelend linderte, als herumschweifte, um blinde Heiden zu bekehren. Von reichen Leuten nahm er nur eine geringe Mühevergeltung und die Bezahlung seiner Arzeneien an; von den Armen aber gar nichts. — Gott belohne ihn dafür! —

Dieser gute Mann hatte die hinduische Heilkunde studiert, und verordnete seinen Patienten nur inländische Vegetabilien. Er verstand die Landessprache vollkommen, besaß sehr viele Kenntnisse, war sehr glücklich in seinen Kuren, und hatte daher einen außerordentlichen Zulauf. Wir waren alte Bekannte; denn er hatte mich während meines frühern Aufenthalts zu Sadras von einer langwierigen, schweren Krankheit geheilt; er half mir auch jetzt wieder.

In der Zwischenzeit hatte mir Mamia wieder geschrieben, und mir gemeldet, daß sie Brustschmerzen leide und einen heftigen Husten habe; sie beschwor mich dabei, baldigst zu ihr zurückzukehren.

Ich antwortete ihr, ohne ihr jedoch Etwas von meiner Krankheit zu sagen, weil ich sie nicht ängstigen wollte, daß meine Geschäfte mir nicht erlaubten, so schnell als ich wünschte, wieder znrückzukehren, wor-

über sie sich aber gar nicht beunruhigen solle, und zugleich trug ich meinem Dobasch auf, den besten Arzt zu meiner kranken Mamia herbeizuholen, und keine Kosten zu ihrer Wiederherstellung zu sparen.

Ich eilte nun, meine Geschäfte zu Pondichery möglichst schnell zu beendigen, und war im Begriffe nach Trankebar abzureisen, als ich am Tage vor demjenigen, den ich zu meiner Abreise bestimmt hatte, bei meiner Nachhausekunft von einem meiner Freunde, bei welchem ich gespeiset hatte, einen Brief von Madras vorfand. — Er war nicht, wie ich Anfangs glaubte, von meiner Geliebten, sondern von meinem Dobasch. Dieser meldete mir, Mamia sey mit der alten Daja plötzlich verschwunden, ohne daß er eine Spur von ihr habe auffinden können. Er fügte die Nachricht bei, daß Mamia seit meiner Abreise immer kränklich gewesen sey, und Blut ausgeworfen habe; auch habe sie einen Gunekaren (Wahrsager) wegen ihres künftigen Schicksals um Rath gefragt; dieser habe ihr nicht viel Gutes geweissagt, und besonders ihre baldige Trennung von ihrem Geliebten prophezeit, und seit diesem Augenblicke sey sie immer traurig und niedergeschlagen gewesen, so sehr man sich auch bemüht habe, sie aufzuheitern. Das Sonderbarste war, daß sie ihre besten Kleider und alle ihre Juwelen in ihrer Wohnung zurückgelassen hatte. Er schloß seinen Brief mit der Bitte, ich möchte noch einige Tage in Pondichery verweilen, um zu erwarten, ob er inzwischen nichts erforschen könne, was er mir dann sogleich melden würde.

Ich weiß nicht, warum dieser Brief mich nicht sehr erschröckte. Ich war mehr erstaunt, als betrübt über die Nachricht von Mámia's Flucht, da ich überzeugt war, daß sie mich nicht verlassen werde, und dachte nicht anders als daß sie mit der Daja insgeheim eine Wallfahrt nach einem benachbarten Tempel unternommen habe; doch ärgerte es mich, daß sie mir nichts davon geschrieben hatte.

Ich beschloß jedoch, der Bitte meines Dobasch Gehör zu geben, und noch einige Tage zu Pondichery zu verweilen, um weitere Nachrichten abzuwarten.

Am zweiten Tage Abends, ungefähr um 7 Uhr, als wir gerade bei dem Abendessen waren, wurde mir gemeldet, es warte an der Thür ein Hinduer auf mich, der nach mir mit Namen gefragt habe, und mich zu sprechen wünsche.

Ich gieng sogleich hinaus, und fand einen Malabaren, der mir, als er mich nach meinem Namen gefragt hatte, erzählte: Er sey der Sohn einer Dewedaschie und wohne zu Onur; gestern habe er zufälliger Weise eine junge Tänzerin, die sehr krank und von der Reise ermüdet war, mit ihrer alten Mutter in der Schultri angetroffen, und von ihrem Zustande gerührt, habe er beide, weil sie von der nämlichen Klasse waren, wie seine Mutter, zu derselben in sein Haus aufgenommen. Die alte Frau habe ihn abgeschickt,

mich eiligst abzuholen, indem der Arzt des Dorfes erklärt habe, das Mädchen werde nicht drei Tage mehr leben, und doch wollte sie mich noch sprechen.

Ach, das war meine Mamia! Ich stand Anfangs sprachlos und betäubt von der Schreckensnachricht da; doch bald faßte ich mich wieder, und sogleich ließ ich Kuli's bestellen, die in Zeit von einer Stunde bereit seyn sollten, mich nach Onur zu tragen, und Fackeln einkaufen. Dem Boten, es war ein Juntri (Musikant), der mich wieder zurückbegleiten sollte, gab ich ein Paar Rupien, damit er inzwischen zu Nacht essen könne, und dem Herrn Cockrel, der über meine schnelle Abreise sehr erstaunt war, sagte ich, ein Eilbote habe mir die Weisung gebracht, aufs schleunigste nach Trankebar zu kommen, wo ich mich meiner Geschäfte wegen einige Tage aufhalten müsse.

Noch vor neun Uhr war ich schon auf der Reise — man denke sich, welche düstre Gedanken mich diese Nacht hindurch beschäftigten! — und am folgenden Morgen um 7 Uhr war ich zu Onur. Ich ließ meinen Palankin und meine Kuli's in der Schultri, und gieng mit dem Juntri nach seinem Hause, wo wir uns hinter den Pagger (die mannshohe Lehmmauer, mit welcher die Häuser der Hinduer umgeben sind) stellten, um zu warten, bis Jemand herauskäme. Bald erschien die Daja, ich rief ihr leise zu; sie eilte auf mich hin, fiel zu meinen Füßen nieder, und weinte laut um ihre todtkranke Tochter. Ich machte ihr bittre

Vorwürfe darüber, daß sie das kranke Mädchen habe eine solche Reise machen lassen; aber sie betheuerte mir, Mamia habe sich nicht von dem Vorsatze abbringen lassen, mich selbst aufzusuchen, um mich noch ein Mal zu sehen, und würde eher den Weg allein gemacht haben. Sie erzählte mir dabei, was sie auf dieser Reise ausgestanden hätten, und wie Mamia immer kränker geworden, und jetzt dem Tode nahe sey.

Ich ward äußerst bestürzt über diese Kunde, und bis zu Thränen gerührt; doch hoffte ich, meine Geliebte werde noch gerettet werden können, da ich nicht anders dachte, als die Krankheit rühre größten Theils von den Mühseligkeiten der Fußreise her.

Ich trat zu ihr ein, sobald sie erwacht war; denn sie hatte geschlafen, als ich ankam; sie stieß einen lauten Freudenschrei aus, als sie mich erblickte, und nun fiel die zärtlichste Scene zwischen uns vor. *)

Ach, das gute Mädchen war sehr krank, und nun entdeckte ich erst, daß ihre Krankheit von den Anstrengungen herrührte, denen sie sich unterzogen hatte, um mich zu Madras aus den Fluten zu retten; denn als sie sich mit der einen Hand fest an das Kattemaram anklammerte, und mit der andern mich em-

*) Der Verf. hat diese Scene so vollständig ausgemalt, daß sie in dieser Uebersetzung unmöglich Raum finden konnte.

Der Ueb.

vorhielt, hatte sie einige Stöße unter die rechte Brust von einem Querholze des schwankenden Flosses erhalten, und daraus war dann eine Lungenentzündung entstanden.

Wie sehr erschrak ich! — Doch gab ich die Hoffnung noch nicht auf. Ich ließ zu dem Waitium von Onur noch den von Kanschemeer herbeiholen, und versprach beiden die ansehnlichste Belohnung, wenn sie meine theure Mamia retten könnten. — Ach, hier war keine Rettung mehr möglich, da sich ihr Krankheitszustand durch die Mühseligkeiten der Reise allzu sehr verschlimmert hatte! — Sie entschlief am nachfolgenden Abende in meinen Armen!

Meine Betrübniß über diesen schmerzlichen Todesfall will ich hier nicht schildern. Auch die Daja war ganz untröstlich.

Ich ließ der Verstorbenen ein ehrenvolles Leichenbegängniß halten. Zu dem Ende wurde der Waidigher (ein Bramin, der die Leichenceremonien besorgt) zu mir gerufen, und ich sagte zu ihm:

„Sami *), mir hat Jomradsch (der Gott des Todes) eine liebenswürdige, treue Gefährtin geraubt; es ist daher billig, daß ich ihr Andenken ehre. Ich will

*) D. h. Herr; ein Titel, der den Braminen und auch den Untergöttern gegeben wird. D. Verf.

will, daß ihr Leichenbegängniß mit allen gewöhnlichen Ceremonien gehalten werde. Ihre Leiche soll in meinem Palankin auf den Smeshaan (Verbrennungsplatz) getragen; der Scheiterhaufen soll von Mangaholz *) errichtet werden, und ich selbst werde ihn (so hatte es Mamia von mir verlangt) anzünden!“

Ich erkundigte mich, wie hoch sich die Kosten belaufen würden? Der Bramin schlug sie zu 15 Pagoden an; ich gab ihm 20, mit der Bedingung, keine hiebei gebräuchliche Ceremonie, kein Gebet und kein Opfer zu versäumen. Er versprach mir's, und auf den Abend sollte Alles in Bereitschaft seyn.

Diesen ganzen Tag brachte ich in düstrer Melancholie, theils in der Schultri, theils in dem dazu gehörigen Wäldchen zu. — Gegen Abend wurde mir angezeigt, daß nun Alles bereit wäre, um die Leiche auf den Verbrennungsplatz (Smeshaan oder auch Tschobolet) zu bringen. —

Mit wankenden Schritten gieng ich nach der Woh-

*) Wie bei allen Vornehmen; für gemeine Leute wird nur gewöhnliches Holz und gedörrter Kuhmist dazu genommen.
D. Verf.

nung der Dewedaschie, wo man schon auf mich wartete. Man brachte die entseelte Mamia heraus; ich nahm sie, und legte sie selbst ganz sanft in den Palankin. Meine Thränen tropften auf ihr Gesicht herab. — Nun wurden die Fackeln angezündet; die Wettians (Leichenträger) nahmen den Palankin auf, und trugen ihn fort; das stille Dorf wiederhallte von den Trauertönen der Tarehs *) und in dieselben stimmte das Jammergeschrei der Daja, die dem Zuge folgte.

Als wir auf dem Verbrennungsplatze angekommen und die gewöhnlichen Ceremonien beendigt waren, nahm ich die Leiche mit Hülfe eines Wettians aus dem Palankine und legte sie sachte auf den Holzstoß, und nachdem Alles zubereitet war, ließ ich mir eine brennende Fackel geben, zündete damit, den Rücken gegen den Scheiterhaufen gekehrt — denn so ist es Sitte, um die Trauer auszudrücken — denselben an, und so überlieferte ich meine entseelte Mamia den Flammen. — Ohne rückwärts zu sehen, kehrte ich mit blutendem Herzen in die Schultri zurück.

Ich hatte den Wettians befohlen, mich herbei-

*) Eine Art Posaune, die nur bei Leichenbegängnissen geblasen wird. D. Verf.

zurufen, wann die Leiche ganz vom Feuer verzehrt seyn würde; dies thaten sie auch nach ein Paar Stunden, und nun ließ ich durch die Wettians einen großen, runden, hinduischen Wasserkrug mit engem Halse, Kalang genannt, mit den noch nicht ganz verbrannten Gebeinen meiner theuern Mamia anfüllen; welchen Krug ich dann auf einem nahe liegenden Hügel unter dem Schatten einiger Palmen vergrub.

Es war schon spät, als ich alle diese heiligen Pflichten mit schwerem Herzen erfüllt hatte; den übrigen Theil der Nacht brachte ich schlaflos in tiefer Melancholie und in banger Erwartung des kommenden Tages hin.

Kaum war derselbe angebrochen, als die Daja zu mir kam, um Abschied von mir zu nehmen, und dann nach Madras zurückzukehren; denn nun war ihr der Aufenthalt an diesem Orte verhaßt. Ich gab ihr einen Brief an meinen Dobasch mit, welchem ich darin befahl, ihr alle von Mamia zurückgelassene Kleider und Juwelen einzuhändigen, die ich ihr als Andenken an Mamia und als Belohnung ihrer mütterlichen Liebe für dieselbe, hiermit schenkte. Ihr Abschied von mir war äußerst rührend; sie warf sich mir zu Füßen, zerfloß in Thränen und wehklagte laut um

ihre Mamia. — Schwerlich hat sie sie lange überlebt!

Nachdem die Daja abgezogen war, gieng ich zu der Dewedaschie, welche meine Mamia so menschenfreundlich und gutherzig in ihre geringe Wohnung aufgenommen und sie verpflegt hatte, um ihr herzlichst dafür zu danken. Das Geschenk, das ich ihr dabei überreichte, übertraf bei weitem ihre Erwartung.

Da ich meine Kuli's, weil ich voraussah, daß ich einige Tage zu Onor würde verweilen müssen, nach Pondichery zurückgeschickt hatte, und da nun mein Palankin, weil eine Leiche darin gelegen hatte, nach hinduischer Meinung, nur noch von Trägern der untersten Klasse getragen werden konnte, so mußte ich hier Pariahs-Kuli's zu meiner Rückreise annehmen, und nun verließ ich das für mich so traurig gewordene Onor.

Beinahe das ganze Dorf hatte dem Trauergepränge meiner Mamia beigewohnt, und war Zeuge von den aufrichtigen Beweisen meiner Liebe zu der Verstorbenen gewesen, welche um so mehr Eindruck machten, da man so Etwas von Europäern nicht gewohnt war. — Als ich nun abreiste, umringten viele

Weiber und Mädchen meinen Palankin; Andere standen unter ihren Hausthüren, um mich vorbeiziehen zu sehen; alle grüßten mich herzlich und schienen mir Trost zu wünschen. — O gewiß wird das Andenken der guten Mamia und des Weißen, der sie hier so feierlich verbrennen ließ, noch lange bei diesen guten Leuten leben!

Unter unaussprechlichen Wehgefühlen verließ ich dieses Dorf. Alle meine schönen Plane der Zukunft, meine Entwürfe, in Indien auf dem Lande den Rest meines Lebens in süßer Ruhe hinzubringen, waren nun zertrümmert!

Mit solchen und anderen finsteren Gedanken beschäftigte ich mich auf meiner Rückreise nach Pondichery, wo ich krank an Leib und Seele anlangte; meinen Kummer aber theilte ich meinem Reisegefährten, Herrn Cockrel nicht mit.

Mein Lebensplan erhielt nun eine ganz andere Richtung; denn nun befand ich mich wieder ganz allein auf der weiten Welt!

Ich eilte, meine Geschäftsreise nach Trankebar und Nagapatnam noch vor dem Eintritte der schlimmen Jahrszeit zu vollbringen, und durch Beschäftigung

gelang es mir, meinen Trübsinn ein wenig aufzuheitern.

Ich kehrte sodann nach Pondichery zurück, um mit Herrn Cockrel, der in Zeit von einem Monate abzureisen beschlossen hatte, nach Ile-de-France überzufahren, und eine Küste zu verlassen, auf welcher ich in mehreren Jahren, seit ich von Sadras abgegangen war, nichts als Verdruß und Unglück gehabt hatte!

